# Eine Verhaftung.

Criminal-Geschichte

von

J. D. H. Temme.



Berlin, 1861.
G. Behrend (Falckenberg'sche Verlagsbuchhandlung.)

# Eine Verhaftung.

Die Begebenheit, die ich hier erzähle, wurde mir schon vor vielen Jahren von einem Freunde mitgetheilt. Ich gebe sie mit seinen Worten wieder.

Die Ausübung meines Berufes als Criminalrichter, so begann mein Freund seine Erzählung, ist mir selten schwerer geworden, als in einem Falle, der gleich in den Anfang meiner criminalistischen Laufbahn traf.

Ich verwaltete ein kleines Gericht in einer der äußersten Provinzen des preußischen Staates. Ich war noch ein sehr junger Beamter.

Eines Tages kam ein feiner, hagerer Mann zu mir mit einem kalten, klugen, berechnenden, verschlossenen Gesichte.

Er hatte sich als Weinreisender bei mir anmelden lassen.

Der Mann Weinreisender? Ich mußte den Kopf schütteln, als ich ihn mir angesehen hatte.

Er war es auch nicht. Er war ein Polizeibeamter aus Berlin, und er kam in einer amtlichen Angelegenheit und mit einem amtlichen Auftrage zu mir.

In einer bedeutenden Handelsstadt der Nachbarprovinz hatte früher ein Kaufmann, Namens Kleber, gelebt. Er hatte bedeutende Geschäfte und ein glänzendes Haus gemacht. Vor fünf Jahren war er gestorben, mit Hinterlassung eines guten, geordneten Geschäfts, eines zwanzig Jahre alten Sohnes, den er für großjährig hatte erklären und das Geschäft übernehmen lassen, und einer Wittwe mit noch mehreren unmündigen Kindern. Der Sohn hatte das Vertrauen nicht gerechtfertigt, das der sterbende Vater in ihn gesetzt hatte. Er war nicht blos ein leichtsinniger, liederlicher Bursch, er war auch ein Mensch von schlechtem Charakter. Er führte ein wüstes, verschwenderisches Leben, er vernachlässigte seine Geschäfte, er ließ sich in zweideutige Verbindungen und faule Spekulationen ein. Zwei Jahre nach dem Tode seines Vaters machte er einen betrügerischen Bankerott und wurde landesflüchtig. Es hieß, er sei nach England und bald darauf weiter nach Amerika gezogen.

Seine Mutter, die Wittwe des einst reichen Handelsherrn, der ein glänzendes Haus gemacht hatte, war mit ihren andern Kindern, der Armuth, dem Elende verfallen. Sie war eine brave Frau, die dem Treiben des liederlichen, schlechten Sohnes vergebens die Bitten einer unglücklichen Mutter entgegengesetzt hatte. Eine andere Macht hatte sie über den Sohn nicht, der von seinem Vater zum Herrn über sein Vermögen gemacht war. Aus dem Concurse konnte für sie und ihre unmündigen Kinder nichts gerettet werden. Sie waren Bettler.

Sie, die im Ueberflusse gelebt hatten, mußten kümmerlich von der Gnade der Verwandten leben.

Mutter und Kinder waren aus jener Stadt in ein Dorf Hausen verzogen.

Das Dorf Hausen lag in dem Bezirke des Gerichts, das ich zu jener Zeit verwaltete.

Sie lebten dort ärmlich, von aller Welt zurückgezogen.

Von ihrem ältesten Sohne, dem Bankerottirer, hatte man seit seiner Flucht und seit der Nachricht, daß er nach Amerika gezogen sei, nichts wieder gehört.

Auf einmal war vor wenigen Tagen von der Polizei in London der preußischen Gesandtschaft daselbst und von dieser weiter dem Minister des Aeußeren in Berlin Folgendes angezeigt:

Man war schon seit einiger Zeit einer in England bestehenden Fabrik falscher preußischer Tresorscheine — so hießen damals die jetzigen Kassenanweisungen — auf der Spur. Die Fabrik selbst hatte man nicht auffinden können. Aber einen ihrer Hauptagenten hatte man in London ermittelt. Nach dem englischen Gesetze konnte man wegen eines Formfehlers in der Inschrift der preußischen ächten Scheine — dem Manne in England nichts anhaben, und damals existirte in England die Sitte noch nicht, fremden Regierungen zu Gefallen das englische Gesetz zu verletzen.

Man ermittelte ferner, daß jener Agent in häufigem Verkehr mit einem jungen Manne, Namens Theodor Kleber, stehe, der ein Deutscher und als verdor-

bener Abenteurer vor Kurzem aus Amerika zurückgekehrt sei.

Vor wenigen Tagen war plötzlich Kleber von London abgereist auf einem Schiffe, das nach Hamburg ging. Unmittelbar vorher hatte er, wie die englische Polizei glaubhaft erfahren, von jenem Agenten die Summe von dreimalhunderttausend Thalern in falschen Tresorscheinen mitgenommen, um sie auf dem Continente unterzubringen. Es sollte dies ein erster Versuch der Art im Großen sein. Glückte er, so sollte das Geschäft in einen regelmäßigen Gang gebracht werden.

Das war es, was der Gesandte in London dem Ministerium des Aeußeren in Berlin angezeigt hatte. Das Ministerium des Aeußeren hatte es sofort dem Ministerium der Finanzen mitgetheilt. Dieses hatte sich mit dem Ministerium des Innern und der Polizei in Verbindung gesetzt.

Beide hatten sofort einen Polizeibeamten nach Hamburg geschickt, um mit der Hamburger Polizei weitere Nachforschungen zu veranlassen, und wenn Kleber betroffen werde, ihn arretiren und mit seinen Sachen nach Berlin abliefern zu lassen.

Der Beamte war zu spät in Hamburg angekommen. Theodor Kleber war schon am Tage vorher direct von London in Hamburg eingetroffen und am nämlichen Tage wieder abgereist, wohin, hatte man nicht erfahren.

Indeß, die Polizei hat hohe Zwecke zu verfolgen und deshalb hohe Aufgaben. Auf der Post zu Ham-

burg wurde noch ein Brief von Kleber aufgefangen, angehalten, geöffnet, gelesen. Der Brief war an einen Juden in jener Handelsstadt gerichtet, in welcher Kleber früher das Geschäft seines Vaters geführt hatte. Kleber ladete darin den Juden ein, mit noch zwei anderen, in dem Briefe benannten Personen an einem bestimmten Tage in dem Dorfe Hausen, in der Wohnung seiner Mutter, mit ihm zusammenzutreffen, um das „bewußte Geschäft" definitiv abzumachen.

Der Brief wurde vorsichtig wieder verschlossen und an seine Adresse abgesandt.

Diese Mittheilungen brachte der Polizeibeamte von Hamburg nach Berlin zurück.

Er mußte von Berlin sich sofort weiter aufmachen, nach Hausen, dem Orte, an dem das bewußte Geschäft definitiv abgemacht, also unzweifelhaft der Handel um die falschen Tresorscheine zum völligen Abschluß gebracht und Uebergabe derselben und Zahlung dafür erfolgen sollte. Seine Aufgabe war, nicht nur des falschen Geldes, sondern auch der Verbrecher habhaft zu werden.

Er war zu diesem Ende zunächst an mich gewiesen. Ein Rescript des Justizministers, das er mir überreichte, wies mich an, ihm jede mögliche, nicht blos richterliche, sondern auch gerichtspolizeiliche Hülfe zukommen zu lassen.

Außerdem war durch das Ministerium des Innern und der Polizei die gesammte Polizei der Gegend ihm zur Verfügung gestellt. Allein von diesen sollte er keinen Gebrauch machen können, und die Unterstützung,

die ich ihm verschaffen konnte, sollte seine einzige bleiben.

Ein Unfall hatte ihn unterwegs aufgehalten. So traf er erst an dem Nachmitage des Tages bei mir ein, an dessen Abende die Zusammenkunft in Hausen stattfinden sollte. Zu einer ausführlichen Verständigung mit den Polizeibehörden blieb daher keine ausreichende Zeit mehr übrig. Der Landrath des Kreises wohnte nicht in dem Kreisorte, sondern über eine Meile entfernt auf seinem Gute; dort hatte er sogar — er war ein vornehmer Graf der Gegend — das landräthliche Bureau. Ueber ein vorheriges Verhandeln mit ihm, sodann wieder über seine Anweisungen an die unteren Polizeibehörden, wäre die Zeit der Zusammenkunft der Verbrecher längst verstrichen. Andererseits war der Vorstand der Polizei in dem Städtchen, in welchem der Sitz des Gerichts sich befand, zwar der neugierigste, aber auch der plauderhafteste Mann in dem ganzen Städtchen. Jedes Wort, das der Berliner Polizeibeamte oder ich mit ihm gesprochen hätte, wäre eine halbe Stunde später überall bekannt gewesen, und gerade das größte, tiefste Geheimniß that Noth.

Allein der Berliner Polizeibeamte war, wie ein kluger und verschlossener, so auch ein muthiger und entschlossener Mann.

Ich habe, sagte er, zwei Gensdarmen von Berlin mitgebracht, zwei kräftige, tüchtige, zuverlässige Menschen. Mit denen und mit Ihnen, Herr Assessor, unternehme ich die Ausführung meines Auftrags.

Und mit mir, mein Herr? fragte ich ihn.

Ich bin Richter und Sie haben von mir keine andere als richterliche Hülfe zu erwarten, keine polizeiliche. Ich muß, ich werde Sie begleiten, aber nur in meiner Eigenschaft als Richter, zur Wahrung des Rechts.

Nach dem Rescripte Ihres Ministers sollen Sie mir auch gerichtspolizeiliche Hülfe leisten, erwiederte er.

Durch meinen Gerichtsboten, mein Herr!

Er mußte gute Miene zu bösem Spiele machen. Die Gerichte ließen zu jener Zeit sich noch nicht von der Polizei befehlen.

Nun wohl, ich werde auch so fertig werden.

Ich sollte ihm nun nähere Auskunft über die gegenwärtigen Verhältnisse der Wittwe Kleber und ihrer Familie geben, wo sie in dem Dorfe Hausen wohnen, wie die Lage und Beschaffenheit ihrer Wohnung ist, wie die Lage des Dorfes selbst. Es waren das Alles Umstände von der größten Wichtigkeit, wenn es, zumal mit den wenigen Personen, die mir zu Gebote standen, und in der kurzen Zeit, die noch übrig war, gelingen sollte, der Verbrecher und des falschen Geldes habhaft zu werden.

Aber ich konnte eben über nichts Auskunft geben.

Ich war selbst erst kurze Zeit an dem Orte, bei dem Gerichte, in der Gegend. In dem Dorfe Hausen war ich noch niemals gewesen; von der Familie Kleber hatte ich niemals auch nur ein Wort gehört.

Indeß war bei dem Gerichte auch schon seit manchem Jahre ein alter Gerichtsbote, der mit allen Ver=



hältnissen und Personen im Gerichtsbezirke bekannt war. Er war zudem ein treuer und verschwiegener Mann. Und auch muthig, wenn es darauf ankam, und rüstig ebenfalls noch. Er hatte die Feldzüge von 1813 bis 1815 mitgemacht und mehrere militairische Ehrenzeichen schmückten seine Brust. Er hieß Kramer. Ihn ließ ich rufen.

Er konnte in der That die nöthige Auskunft geben. Er gab folgende.

Das Dorf Hausen lag ungefähr eine Meile von dem Städtchen entfernt, in dem ich wohnte.

Die Wittwe Kleber hielt sich dort seit drei Jahren mit ihrer Familie auf. Ihre Familie bestand aus drei Kindern, zwei Töchtern von achtzehn und zwölf und einem Sohne von vierzehn Jahren.

Der Knabe war kränklich; es hieß, daß er an der Auszehrung leide. Die beiden Töchter schilderte Kramer als ein Paar liebenswürdige, sanfte, bescheidene Mädchen. Die Mutter kränkelte seit einiger Zeit, sie entzog sich dennoch nicht der liebevollsten Pflege des kranken Sohnes. Ihre Töchter unterstützten sie darin.

Die Wohnung der Familie lag am Ende des Dorfes, von der Straße etwas entfernt, in einem Garten. Haus und Garten gehörten einem Anverwandten der Frau, der sie ihr zur Benutzung unentgeldlich überlassen hatte. Das Haus war groß, aber vielfach verfallen. Die Familie Kleber wohnte ganz allein darin, selbst ohne einen Dienstboten. Nur eine

alte Arbeitsfrau kam zuweilen hin, um die gröberen Hausarbeiten zu verrichten.

Die Familie Kleber stand in allgemeiner Achtung. Sie lebte still und arbeitsam. Jeder in der Gegend wollte ihr wohl. Man kannte ihre früheren glänzenden, man kannte ihre jetzigen ärmlichen Verhältnisse. Man ehrte es, daß sie jene hatten vergessen, daß sie in diese sich hatten finden können. Ihr Unglück und die stille, feste Ergebung, mit der sie es trugen, erhob sie.

Von dem ältesten Sohne wußte man nur, daß er ein liederlicher nichtswürdiger Mensch ist, der Bankerott gemacht, die Seinigen in das Unglück gebracht habe und dann nach Amerika gegangen sei.

Das waren die Nachrichten des Gerichtsboten Kramer.

Sie konnten dem Berliner Polizeibeamten nur geringen Anhalt für sein künftiges Verhalten geben. Das Weitere und Nähere mußte sich an Ort und Stelle in Hausen selbst finden, nachdem dort die Lokalität in genauen Augenschein genommen war.

Zunächst kam es darauf an, früh genug in Hausen einzutreffen.

Auf neun Uhr des Abends war, wie der Beamte mir mittheilte, nach dem Briefe die Zusammenkunft der Verbrecher in Hausen verabredet. Wir mußten mindestens eine Stunde vor ihnen da sein. Erst am ziemlich späten Nachmittage war der Beamte zu mir gekommen. Es war sechs Uhr Abends, als wir von dem Gerichtsboten die oben mitgetheilten Nachrichten



erhalten hatten. Den Weg nach Hausen konnten wir bequem in zwei Stunden zu Fuße zurücklegen. Zu Fuße mußten wir ihn machen, wenn das Unternehmen nicht Gefahr laufen sollte zu scheitern. In dem kleinen Städtchen waren Wagen und Pferde nicht zu erhalten, ohne daß sofort der ganze Ort Notiz davon nahm, und die Sache als ein ungewöhnliches Ereigniß besprochen ward. Die Nachricht davon konnte leicht durch einen Zufall nach Hausen getragen werden. Theodor Kleber konnte sich sogar heimlich und unbekannt in dem Städtchen aufhalten, um erst zu der verabredeten Stunde zu dem Wohnorte seiner Mutter sich zu begeben; oder, wenn auch er nicht, so konnte der bestellte Jude mit seinen Begleitern dort sein. Unter allen Umständen mußte jedes Aufsehen vermieden werden.

Ich überließ indeß Alles dem Berliner Polizeibeamten. Er hatte die Briefe, er mußte sie haben; ich hatte ihm nur eine sofortige richterliche Assistenz zu leisten, wenn ein Verbrechen entdeckt wurde und dann Näheres festzustellen war. Nur dazu hatte ich ihm zu folgen.

Er wünschte sofort aufzubrechen. Wir brachen auf. Der Gerichtsbote Kramer führte uns.

Draußen vor der Stadt, an einem einsam gelegenen Kruge, trafen die beiden Gensd'armen des Beamten zu uns. Es waren ein Paar kräftige Menschen, der eine beinahe eine Riesengestalt, der andere kurz gedrungen. Sie waren in bürgerlicher Kleidung.

Gensd'arm Meier, stellte der Beamte mir den

Langen, Gensd'arm Kolkowski, den Kurzen vor. Beide vollkommen zuverlässige Leute, setzte er hinzu, die alles Andere, aber nie ihre Pflicht vergessen können.

Die ruhigen, festen, etwas harten Gesichtszüge der Gensd'armen blieben dienstlich unverändert bei dem Complimente.

Wir setzten mit ihnen unsern Weg fort.

Sie waren bewaffnet. Jeder von ihnen trug, unter dem langen Oberrock verborgen, ein Paar Pistolen und einen kurzen Säbel.

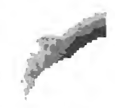
Mit einem Seitengewehr hatte sich auch der Gerichtsbote Kramer versehen.

Der Polizeibeamte ließ vorn im Busen zwei Terzerole hervorblicken.

Ich war ohne jede Waffe. Das polizeiliche Unternehmen ging mich nichts an, ich wollte nicht einmal den Anschein haben, als wenn ich hinein verwickelt werden könne. Ging ich doch selbst nur zu meiner richterlichen Assistenz widerwillig genug mit. Und mit welchem doppelt schwer gedrückten Herzen seit jenen Nachrichten Kramers, das weiß Gott!

In das Haus des Unglücks sollte ein neues Unglück gebracht werden, mit List, mit Gewalt — ja, konnte es selbst ohne Roheit geschehen?

Es war ein stiller, warmer, milder Herbstabend, zu Ende des Monats September. Es hatte angefangen zu dunkeln, als wir unsern Weg antraten. Wir gingen in der Dunkelheit des Abends weiter. Der verschlossene Berliner Beamte sprach nichts; er machte



wohl seine Pläne. Die beiden Gensd'armen waren dienstlich stumm. Eben so Kramer. Ich hatte vollends keine Lust zu sprechen. So schritten wir still voran. Kramer führte uns in wenig bekannte und wenig betretene Nebenwege, meist durch den Wald.

Die Stille, die Einsamkeit, das Dunkel verstimmten mich noch mehr, machten mir das Herz schwerer.

Wohin gingen wir? Ich sah die arme unglückliche Mutter in einem engen Stübchen des alten, verfallenen Hauses. Selbst krank und abgezehrt, saß sie dort an dem Bette des kranken abgezehrten Sohnes und wartete und pflegte ihn und verbarg ihm ihre Thränen. Um sie herum saßen ihre, von der Arbeit des Tages ermüdeten Töchter, Beide, der Mutter und dem Bruder ihr stilles Weinen verbergend. Da traten wir zu ihnen, wir, die Diener des Rechts, in ihre Liebe, in ihre Schmerzen. — Ach, es war ein schwerer Gang, den ich ging, und ich mußte ihn gehen.

Und der Polizeibeamte ging so ruhig neben mir; er machte seine Pläne, Pläne für das neue Unglück, das wir in das Haus tragen sollten; in seiner Phantasie gelangen sie ihm; ich glaubte einige Male durch die Dunkelheit ihn zufrieden in sich hineinlächeln zu sehen. Seine Gensd'darmen schritten wie das harte Unglück hinter ihm her.

Wir erreichten gegen acht Uhr das Dorf Hausen.

Der Abend war ungewöhnlich dunkel geworden. Man sah nur einzelne Sterne am Himmel. Es waren Wolken heraufgezogen, wie zu einem letzten ver-

späteten Herbstgewitter. Auch wie vor einem Gewitter, war die Luft still, schwül, drückend.

Kramer führte uns in die Nähe des Hauses, das der Zielpunkt unserer Wanderung war.

Es lag seitab von der Landstraße; aus dieser führte ein alter, holperiger, dem Anscheine nach wenig oder fast gar nicht gebrauchter Fahrweg hin. Unmittelbar an diesem lag es mit seiner Vorderseite. Seine drei anderen Seiten gingen in einen großen Garten, der es umgab. Die nächsten Häuser des Dorfes waren etwa achtzig bis hundert Schritte entfernt.

Dem Hause gegenüber, an der anderen Seite des alten Fahrweges, war offenes Ackerfeld, und funfzig bis sechzig Schritte weiter eine kleine Holzung.

Das Haus selbst war kein gewöhnliches Bauernhaus, es glich einem Landhause, das vor Zeiten ein wohlhabender Städter oder Gutsbesitzer sich hier gebaut hatte, das aber schon längst vernachlässigt sein mochte und nun verfallen war.

Wir hatten uns ihm langsam und leise genaht, unter dem Schutze einer hohen und breiten Hecke, die den Garten von dem Fahrwege trennte. Wir konnten es genau besichtigen. Seine sämmtlichen Fenster waren mit Läden verschlossen, sowohl auf der Vorderseite, wie auf den beiden Nebenseiten, die wir gleichfalls von der Straße aus übersehen konnten. Es hatte zwei Stockwerke. Nur nach dem Fahrwege hin war eine Thür, sie war gleichfalls verschlossen.

Aus dem ganzen Hause kam kein Licht und kein Laut. Die Fensterläden waren gewiß vielfach defect;



dennoch drang nicht der leiseste Schimmer eines Lichtes durch sie. Daß das Haus bewohnt war, daran war nicht zu zweifeln. Die Bewohner konnten auch noch nicht wohl im Schlafe sein. Hielten sie sich an der Hinterseite des Hauses auf? Diese war natürlich von der Straße aus unseren Blicken entzogen.

Wie operiren wir weiter? Wir müssen unseren Plan machen, sagte der Polizeibeamte halb zu mir und halb zu sich selbst.

Ich erklärte ihm, daß er das allein wissen müsse. Ich werde mich nicht darum bekümmern. Ich sei überhaupt nur in seiner Begleitung geblieben und nicht, bis er mich rufen lasse, in das Wirthshaus des Dorfes gegangen, um nicht ein für seine Zwecke nachtheiliges Aufsehen zu erregen; freilich auch um, falls es Noth thue, zu seiner Vertheidigung bei der Hand zu sein.

Ich zog mich einige Schritte von dem Hause zurück, und lagerte mich dort unter die weit und dicht in die Straße hineinragenden Zweige der Gartenhecke. Wer mich nicht suchte, konnte mich dort nicht finden.

So, mein Herr, sagte ich zu dem Beamten, kann meine Anwesenheit Sie nicht verrathen, und ich bin immer in Ihrer Nähe, wenn Sie meiner bedürfen.

Den Beamten hörte ich darauf mit Kramer und den beiden Gensd'armen leise flüstern.

Nach einer Weile sah ich den einen Gensd'armen an der Gartenhecke hinuntergehen. Er kehrte bald zurück. Ich hörte wieder flüstern. Der Beamte schien den Dreien seine Befehle zu ertheilen. Dann ent-



fernte er sich mit den beiden Gensd'armen. Sie gingen alle drei an der Gartenhecke hinunter, wie vorher der eine Gensd'arm. An der Stelle, wo dieser umgekehrt war, verschwanden sie in der Hecke; unzweifelhaft durch eine Lücke, die der Gensd'arm aufgesucht und gefunden hatte. Sie waren also in den Garten gezogen. Ich konnte dies nur vermuthen, denn ich sah und hörte nichts weiter von ihnen.

Kramer mußte am Hause zurückgeblieben sein. Ich konnte es gleichfalls nur vermuthen. Er hielt sich entweder unbeweglich, oder er bewegte sich so leise, daß ich selbst in der Entfernung von nur wenigen Schritten nicht das geringste Geräusch vernahm.

Ich blieb in meiner Lage an der Hecke, mit schwerem Herzen, aber doch in gespannter Erwartung.

Was sollte weiter werden? Waren die Verbrecher schon im Hofe? Waren sie noch darin zu erwarten? Namentlich auch der Sohn der unglücklichen Frau, der Bruder der armen Geschwister? Sollte seine Verhaftung gelingen? Unter den Augen, in der Mitte der Peiniger? Er war vielleicht so eben erst wieder zu ihnen getreten; sie hatten noch nicht gewußt, ob sie ihn mit Freude als einen Gebesserten, oder mit neuem Schreck als einen noch mehr Verdorbenen aufnehmen sollten. Da wurde ihnen schon in der nächsten Stunde die Gewißheit. Der Sohn, der Bruder wurde in ihrem Kreise von den Häschern der Polizei und der Gerichte als Fälscher in Banden geschlagen, um einer langwierigen Zuchthausstrafe entgegenzugehen, und über sie neue Schmach und neues Elend zu bringen.



Und blos als Fälscher? War von ihm, der unzweifelhaft in dem rohen Verbrecherleben Londons und der großen Städte Amerikas sich herumgetrieben hatte, nicht anzunehmen, daß er auch die Rohheit dieses Lebens sich angeeignet habe, jene Verbrecherrohheit, die ein Menschenleben für nichts achtet, zumal wenn es gilt, das Verbrechen und das eigene Leben zu vertheidigen? Gutwillig, ohne sich zu wehren, ohne vielleicht mit Verzweiflung zu kämpfen, ließ er sich nicht einfangen. Daß der Berliner Beamte und seine Gensdarmen darauf gefaßt waren, zeigte ihre Bewaffnung. Also auch noch ein Kampf unter den Augen jener Unglücklichen, ein Kampf, in denen der Sohn, der Bruder, zum Mörder oder zur Leiche werden sollte!

Der Gedanke beunruhigte, drückte mich auf einmal noch mehr nieder! Ich wollte keinen Theil an dem Kampfe nehmen. Ich hatte erklärt, daß ich mit dem ganzen Verhaftungswerke nichts zu thun haben wolle. Konnte man mir das nicht gar als Feigheit auslegen? Aber, mochte man. Ich blieb fest. Ich war Richter, kein Diener der Polizei.

Von dem Hause her nahte sich Jemand der Gegend, in der ich mich befand, sehr leise, kaum hörbar. Der Gerichtsbote Kramer stand vor mir.

Ah, Herr Assessor, ich wollte, es wäre vorbei.

Wie mancher schlechtere und bravere Mann, als Sir John Falstaff, hat das schon vor diesem gesagt.

Ein braves Herz sagte es jetzt.

Nicht um meinetwillen, Herr Assessor, fügte der

alte Soldat hinzu. Aber um der armen Leute willen in dem Hause hier.

Was hat der Berliner Beamte vor? fragte ich.

Er ist mit dem braven Gensdarm Meier auf Kundschaft ausgegangen. Sie wollen die Umgegend untersuchen und nachsehen, ob die Juden schon im Dorfe sind. Der andere Gensdarm und ich haben hier auf Wache zurückbleiben müssen.

Er setzte hinzu, daß er die Vorderseite und die nach mir hin befindliche Nebenseite, der Gensdarm Kolkowski aber die beiden andern Seiten des Hauses zu bewachen habe. Der Gensdarm war zu diesem Zwecke in den Garten gegangen, durch welchen der Polizeibeamte und der andere Gensdarm sich nach dem Dorfe hin entfernt hatten.

Kramer und Kolkowski hatten den Befehl, Jeden ungehindert in das Haus hinein, aber Niemanden herauszulassen. Wer sich widersetze, solle niedergehauen oder niedergeschossen werden. Der Beamte hatte dem Gerichtsboten eine seiner eigenen Pistolen übergeben.

Ich fragte ihn, ob er noch nichts Verdächtiges wahrgenommen habe.

Noch nichts, antwortete er. Kein Mensch ist dem Hause nahe gekommen. Aber auch in dem Hause regt sich nichts.

Er sprach das, als wenn es ihm auffallend, beinahe bedenklich sei.

Ich fragte, ob er sich etwas dabei denke.

Ich wüßte nicht, meinte er. Aber es fiel mir doch

auf das Herz, daß ich, als ich vor einigen Tagen zum letzten Male im Dorfe war, von den Leuten hörte, der arme Knabe der Frau Kleber werde es wohl nicht lange mehr machen. Das dunkele, stille Haus kommt mir beinahe wie ein Grab vor.

Wo hat die Familie ihr Wohnzimmer? mußte ich ihn unwillkürlich weiter fragen.

Er zeigte an das Ende der Nebenseite des Hauses, die nach uns hin lag.

Dort in der Eckstube Parterre.

Ich sah durch die Zweige der Hecke hin. Licht war auch dort nicht zu sehen. Ob die Fenster, die man sah, mit Laden verschlossen waren, konnte ich nicht unterscheiden.

Ich bemerkte ihm, daß dort Alles finster sei.

Es schien ihn noch unruhiger zu machen.

Es läßt mir keine Ruhe, sagte er selbst. Ich muß einmal hin. Hier vorn wird ja unterdeß nichts passiren. Ich bin gleich wieder da.

Er führte sein Vorhaben sofort aus. Er ging weiter zu der Stelle, wo der Polizeibeamte und die Gensdarmen durch die Hecke verschwunden waren. Dort verschwand er auch meinem Blicke wie meinem Gehör.

Er kam nicht gleich wieder, wie er gesagt hatte. Es dauerte wohl eine Viertelstunde, bis er wieder vor mir stand. Er stand plötzlich da; ich hatte nichts gehört, so leise war er herangekommen.

Er war in großer Aufregung.

Ach, das ist schrecklich, Herr Assessor.

Was haben Sie? Was ist Ihnen begegnet?

Er erzählte.

Er hatte im Garten längs der Hecke sich bis an das Haus, dann dicht längs dem Hause bis in die Nähe jener Eckstube geschlichen, die er als das Wohnzimmer der Familie Kleber kannte. Wenige Schritte vor der Stube hatte ihn der Gensdarm Kolkowski angehalten. Der Gensdarm hatte dort hinter einem Weinrebengeländer auf Wache gestanden.

Nicht weiter! hatte er dem Gerichtsboten kaum hörbar zugeflüstert. Rühren Sie sich nicht.

Kramer war stehen geblieben. Beide hatten unbeweglich hinter den Reben gestanden. Man hatte durch diese einen freien Blick auf die Fenster der Eckstube. Die Stube hatte zwei Fenster; eines davon war geöffnet. Weiter sah man aber auch nichts. Man hörte aber auch kein Geräusch. Nach etwa einer Minute wurde indeß im Hause, zwar leise, aber deutlich vernehmbar eine Thür geöffnet und gleich darauf wieder zugemacht. Es war eine Thür, die aus der Eckstube führte.

Jetzt hatte der Gensdarm gesprochen.

Sie ist fort. Haben Sie mir etwas mitzutheilen?

Ich meinte, hier bei Ihnen ein Geräusch gehört zu haben, erwiderte der Gerichtsbote, der listig war, wie alle seine Kameraden oder „Collegen."

Ja, ja, hier war etwas los, und ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht. Wenn nur der Herr Commissiarius bald zurückkommt.

Kramer wußte ihn auszufragen. Der Gensdarm hatte Folgendes wahrgenommen:

Er hatte an der Rückseite des Hauses auf Wache gestanden. Auf einmal war es ihm vorgekommen, als wenn leise ein Fenster geöffnet werde. Er hatte sich vorsichtig nach der Gegend hinbegeben, wo Kramer ihn noch traf. In der That hatte ein Fenster offen gestanden, das nämliche, das bei Kramers Ankunft noch geöffnet war. In dem Zimmer war es völlig dunkel gewesen. In dem offenen Fenster hatte der Gensdarm eine menschliche Gestalt bemerkt, die er wegen der Dunkelheit nicht genauer hatte unterscheiden können. Er hatte sie jedoch bald für ein Frauenzimmer gehalten. Darin hatte er sich nicht getäuscht. Nach wenigen Augenblicken hatte sich in dem Zimmer eine Thür geöffnet; gleich darauf war eine zweite Gestalt in dem Fenster erschienen und nun hatten zwei Frauenzimmer mit einander gesprochen. Ihre Unterredung war sehr angelegentlich, aber sehr leise geführt worden; der Gensdarm Kolkowski hatte nur Einzelnes daraus verstehen können.

Die Redenden waren Mutter und Tochter gewesen, die Tochter die zuletzt Herzugekommene. Die Mutter hatte das Fenster geöffnet, um frische Luft zu schöpfen. Sie war aus einem nebenanliegenden Zimmer gekommen. Aus diesem Zimmer kam auch die Tochter. Es war die Stube, in welcher der kranke Sohn sich befand, und mit ihm zu seiner Gesellschaft und zu seiner Pflege die Mutter und die Schwestern. Es war darin dunkel, wie in dem Zimmer, in welchem das Fenster geöffnet war.

Die Tochter mußte gleich nach ihrem Eintreten

der Mutter etwas mitgetheilt haben, was diese in hohem Grade aufgeregt hatte.

Um Gottes Willen hatte die Mutter gerufen. In diesem Augenblicke?

So eben geht er fort, hatte die Tochter geantwortet.

Aber ich habe nichts gehört.

Er trat auch leise ein. Wir hatten ihn nicht erwartet. Wir erschraken fast.

Die Mutter hatte weiter gefragt. Die Tochter hatte erzählt, aber vielfach für den Gensdarmen unhörbar. Er hatte nur den Namen Theodor gehört, und dann aus dem Zusammenhange entnehmen können, daß dieser vor wenigen Augenblicken in die dunkle Krankenstube gekommen, an das Bett des kranken Bruders getreten sei und in dieses Bett etwas hineingelegt habe. Er habe dabei drohend erklärt, Keiner solle sich unterstehen, nachzuforschen, was er hineingelegt, oder irgend Jemanden ein Wort davon zu sagen, auch der Mutter nicht. Er hatte sich dann wieder entfernt. Die Tochter aber, von einer heftigen Angst befallen, hatte trotz seines Drohens wissen müssen, was er in das Bett gelegt, und sie hatte ein großes versiegeltes Packet gefühlt, in welchem sich dem Anscheine nach Papiere befanden.

Mutter und Tochter hatten nach dieser Mittheilung über den Vorfall noch eine Weile hin- und hergeredet, ohne sich ihn erklären zu können. Beide hatten nur viel von dem neuen Unglück, von der Angst und Sorge gesprochen, die seit heute in das Haus gekom-

men sei. Die Mutter hatte viel geweint, die Tochter hatte sie vergebens zu trösten gesucht. Die Mutter war erst ruhiger geworden, als die Tochter sie gebeten, sie möge den armen kranken Bruder ihr Weinen nicht hören lassen. Die Tochter hatte dann das Zimmer wieder verlassen. Bald nachher, als Kramer schon da war, auch die Mutter, wie das Oeffnen und Wiederzumachen der Thür verrieth.

Der nächste Schluß, den der Gensdarm Kolkowski aus der belauschten Unterredung zog, war einfach: Theodor Kleber hatte die falschen Tresorscheine, die er bei sich führte, in das Bett des Kranken versteckt; er mußte sie also dort sicher glauben; er mußte also auch für sie fürchten. Aber was hatte er zu befürchten? Das war die Frage. Hatte er von dem Ueberfalle, der ihm in der That drohte, Nachricht erhalten? Wie war das möglich? Wie konnte er ihn sonst ahnen? Oder kamen vielleicht heute die Juden noch nicht, und hatte er unterdeß etwas Anderes vor?

Der Gensdarm hatte keine Antwort auf diese Fragen. Auch Kramer hatte sie nicht.

Sie beriethen noch darüber, als in dem Hause sich wieder eine Thür öffnete. Es war dieselbe Thür, die schon ein Paar Mal sich bewegt hatte. Gleich darauf legte sich wieder eine Frauengestalt in das offen und dunkel gebliebene Fenster. Kramer erkannte die Frau Kleber.

Die Frau legte sich weit aus dem Fenster hinaus; dann brach sie plötzlich in ein heftiges krampfhaftes Weinen aus. Sie hatte es lange zurückgehalten, eine

selbst arme, selbst kranke Mutter. Sie hatte es zuletzt nicht mehr gekonnt; sie hatte aus der Krankenstube entfliehen müssen, wenn nicht ihr Herz, oder wenn sie nicht das Herz ihres kranken Kindes brechen sollte.

O, Herr Assessor, das war schrecklich, wiederholte der alte Gerichtsbote, als er es erzählte.

Es hatte ihm durch das Herz geschnitten. Wie gern hätte er sich entfernt! Er konnte nicht. Erst nach einer Weile verließ die Frau das Fenster und ging in die Krankenstube zurück.

Kramer wollte jetzt auf seinen Posten vor dem Hause zurückkehren, als ein plötzliches Geräusch ihn zurückhielt.

Das Haus hatte, wie vorn eine auf die alte Straße führende, so an seiner Rückseite eine in den Garten führende Thür.

Kramer und der Gensdarm Kolkowski glaubten auf einmal zu hören, wie die letztere Thür sehr leise geöffnet wurde. Daß sie wieder zugeschlossen werde, hörten sie nicht.

Sie konnten die Thür selbst nicht sehen. Sie waren unschlüssig, ob sie hineineilen sollten. Auf einmal stand Jemand neben ihnen.

Ganz still, flüsterte eine Stimme.

Es war der berliner Polizeibeamte. Er war völlig unhörbar hinter den Nebengebäuden her zu ihnen getreten.

Alles sicher? war seine rasche, leise Frage.

Der Gensdarm Kolkowski theilte ihm das eben gehörte Oeffnen der Hausthür mit.

Der Polizeibeamte lachte. Er schien überhaupt sehr vergnügt zu sein.

Die Mausefalle ist im Gange, rieb er sich die Hände. Das war der Gensdarm Meier. Er ist drinnen. Die Juden —

Dann unterbrach er sich. Er wandte sich an Kramer.

Aber was machen Sie hier? Im Augenblick auf Ihren Posten zurück! Und passen Sie ja gut auf! Es kann noch zehn Minuten dauern, auch noch eine Viertelstunde. Aber dann geht es los. Was davon fliehen will, schießen Sie nieder. Ohne Zögern. Ich verlasse mich auf Sie, daß Niemand entkommt. Sie sind ein alter Soldat. Auf den ersten Schuß bin ich übrigens zur Hülfe bei Ihnen — wenn ich kann — Fort!

Kramer mußte auf seinen Posten zurückkehren; er war zuerst zu mir gekommen.

Was soll das Alles werden, Herr Assessor? schloß der brave Mensch, traurig genug, seine Mittheilung. Die arme Frau, die armen Kinder! Wie mich das Alles jammert!

Er mußte mich verlassen um wieder auf seinen Posten zu gehen, unmittelbar an dem Hause.

Was soll das Alles werden? mußte auch ich mich fragen, nicht minder traurig und gedrückt, als der Gerichtsbote.

Ich hatte keine Zeit darüber nachzudenken. Durch jene schon mehrfach benutzte Oeffnung der Hecke trat der Berliner Polizeibeamte zu mir. Er war noch in

der vergnügten Stimmung, in der Kramer ihn gesehen hatte, und in dieser war er nicht mehr verschlossen.

Ah, Sie sind noch hier, Herr Assessor?

Wie Sie sehen, mein Herr, erwiderte ich ihm kalt.

Bald werden wir Arbeit bekommen. Auch Sie.

Ich antwortete ihm nichts.

Die Juden sind da, fuhr er vergnügt fort. Und auch etwas Anderes haben wir entdeckt. Wir kennen den Ort, an dem die Tresorscheine versteckt sind. Ein Zufall hat es dem Kolkowski verrathen.

Er wollte mir erzählen.

Ich sagte ihm, er könne sich die Mühe sparen, ich wisse Alles.

Ich war unwillkürlich bitter gegen den Mann geworden. Ich that ihm Unrecht. Er handelte ja nur in seiner Pflicht; er konnte gar nicht anders. Ich hatte zudem noch nicht einmal eine Spur von Lieblosigkeit oder Hartherzigkeit an ihm wahrgenommen. Aber ich war noch jung, und noch jung im Amte. Wie oft habe ich später gegen mich selbst, gegen mein Amt, gegen meine Pflicht zürnen müssen!

Er ließ sich in seiner guten Laune nicht stören. Er rieb sich wieder vergnügt die Hände, wie er vorhin dem Gensd'arm und dem Gerichtsboten gegenüber gethan hatte.

Es wird Alles vortrefflich gehen. Drei Juden sind da. Ich konnte sie belauschen. Sie sind verdammt klug. Das gerade überliefert sie mir. Ja, ja, wenn die Menschen zu klug sein wollen!

Ich konnte in mir den Wunsch nicht unterdrücken, daß auch er jetzt es sein möge.

Er fuhr fort.

Ich hörte ihre Berathung. Der Mensch, der Kleber, war bei ihnen gewesen, um zu sehen, ob sie auch angekommen seien. Sie hatten ihm versprechen müssen, Punkt neun Uhr bei ihm zu sein. Sein Benehmen war ihm verdächtig vorgekommen. Er hatte ihnen erklärt, daß der Handel nur Zug um Zug geschehen könne, nur Tresorschein gegen gutes baares Geld, klingendes Geld. Er hatte sie gefragt, ob sie das Geld bei sich hätten. Er hatte das so sonderbar gefragt. Sie hatten darauf das Ansinnen an ihn gestellt, er möge mit den Scheinen zu ihnen herauskommen, aber auch im Freien könne der Handel geschlossen werden. Nur im Hause, in meinem Hause, hatte er erwidert, sonst wird aus der ganzen Sache nichts. Sie hatten nachgeben müssen. Aber dem Burschen ist nicht zu trauen, darüber waren sie jetzt in ihrer Berathung einverstanden. Der Eine kannte ihn schon von London her. Das ist ein verwegener Mensch, versicherte er, der aus einem Menschenleben sich nicht so viel macht. Das Haus liegt einsam. Er lockt uns in eine Räuber-, in eine Mörderhöhle! Wer weiß, wie viele Spießgesellen er bei sich hat! Und nun verabredeten sie ihren Plan. Das Herz lachte mir im Leibe. Oh, wenn die Furcht klug sein will! Sie sollten von dem Garten her durch die Hinterthür in das Haus kommen, hatte Kleber ihnen gesagt. Die Thür werde nur angelehnt sein. Sie sollten so leise wie möglich ein-

treten. Sie würden in einen dunklen Flur kommen. Gleich links vor der Thür befinde sich eine Treppe. Diese sollten sie hinaufsteigen. Oben werde er sie erwarten und in sein dort befindliches Zimmer führen. Leise sollen wir ankommen, sprachen sie unter sich. In einen dunklen Flur sollen wir treten. Unten soll uns also Niemand sehen und hören. Kein Mensch soll wissen, daß wir im Hause sind. So hat er uns da oben wohl in seiner Gewalt. Da oben kann man nicht einmal aus dem Fenster springen! Und nun wurden sie einig, dem Menschen ein Schnippchen zu schlagen. Wir gehen nicht zusammen hinein. Einer allein geht voraus. Merkt er Verrath, so kehrt er gleich um. Wird er überfallen, so ruft er Hülfe, und das ganze Dorf wird zusammen gerufen; wir sind ja ehrliche Leute, denen man nichts beweisen kann. Kehrt er nicht um und ruft er nicht Hülfe, so ist die Luft rein, und die beiden Andern folgen; um der Vorsicht willen gleichfalls einzeln. Sie freuten sich über den listigen Plan. Es war nur noch die Frage, wer von ihnen der Erste sein solle. Keiner wollte die gefährliche Rolle übernehmen. Zuletzt erbot sich Einer großmüthig und sie waren ganz zufrieden und sorglos, und freuten sich über das gute Geschäftchen, das sie heute Abend noch machen würden. Ja, ja, ein gutes Geschäft wird heute Abend gemacht werden, aber ein Anderer wird es machen. Der lange Meier ist schon im Hause. Er rekognoscirt. Findet er Alles, wie ich es voraussetze, so wird das Haus zu einer Menschenfalle, wie noch keine dagewesen ist.

Ich schicke die beiden Gensd'armen in den dunklen Flur. Sie fangen die einzeln ankommenden Juden ab. Der lange Gensd'arm Meier hat eine bewundernswürdige Gewandtheit, den Leuten die Gurgel zuzudrücken; es vergeht ihnen sofort Hören und Sehen, sie können nicht einmal mit den Beinen zappeln. Der kleine Kolkowski regiert den Knaben, als wenn er ein ausgelernter Räuber wäre. Sie werden ihre Sachen vortrefflich machen. Der Kleber, wenn er auch oben an der Treppe Wache hält, wird nicht einmal etwas hören können. Zur Noth bin ich unmittelbar in der Nähe.

Aber die Familie Kleber, mußte ich ihm einwerfen, scheint ihre Wohnzimmer gleich unten an dem Hausflur zu haben.

Ich weiß es, erwiderte er. Der Kleber hat es den Juden gesagt. Sein Bruder liegt dort im Sterben; gerade darum sollten sie leise gehen. Sie brauchten sich aber auch nicht zu beunruhigen, wenn sie zufällig Einen von den Seinigen sähen; er habe diese darauf vorbereitet, daß er noch spät Besuch erhalten werde. Der Mensch hat doch noch an den sterbenden Bruder gedacht. Es gefiel mir.

Der Polizeibeamte fuhr lachend fort:

Die Familie wird uns also ebenfalls nicht stören. Sollten sie auch neben sich im Flur ein Geräusch hören, sie werden denken, es sei der Besuch und werden nicht einmal hinaustreten. Aber dann, wenn wir mit den Juden und dem sauberen Burschen fertig sind, dann werden wir freilich auch ihnen da unten einen

Besuch machen müssen, gar unmittelbar am Krankenbette, ja, in das Bette hinein.

Er lachte von neuem.

Aber da, fuhr er zu mir fort, müssen auch Sie dabei sein, um sofort den Thatbestand des Auffindens der falschen Scheine zu constatiren. Sie bleiben doch jedenfalls in der Nähe?

Ich antwortete ihm nicht. Es war mir nicht möglich. Er schien auch keine Antwort zu erwarten. Er zog seine Taschenuhr hervor. Er hatte scharfe Augen. Er konnte trotz der Dunkelheit die Stunde und die Minute sehen, die sie zeigte.

In zehn Minuten neun, sagte er. Ich muß auf meinen Posten. Die Juden können jeden Augenblick kommen. Sobald wir mit ihnen und dem Burschen fertig sind, werde ich Sie bitten lassen.

Er verließ mich. Er schlich zuerst leise und behend zu dem in unserer Nähe Wache haltenden Kramer und flüsterte diesem ein Paar Worte zu; dann verschwand er durch die Lücke der Hecke in dem Garten.

Ich hörte ihn nicht weiter. Ich vernahm auch außerdem nicht das geringste Geräusch.

Ich konnte auch nichts sagen. Das von der Schwüle des Abends und den heranziehenden Wolken angekündigte Gewitter war in der That näher gekommen. Der Himmel war rabenschwarz; rund umher war die tiefste Dunkelheit. Durch die stille, schwüle Luft strichen schon einzelne leise Windstöße. In der Ferne wetterleuchtete es zuweilen. Einen Donner hörte man noch nicht.

Die Mittheilungen des Polizeibeamten hatten mich in hohem Grade aufgeregt. Ich horchte mit Anstrengung nach dem Hause hin. Ich meinte jeden Augenblick, die Entscheidung müsse kommen, sie müsse schon da, schon vorüber sein; ich fürchtete, meinen Namen, mich herbeirufen zu hören.

Aber auf einmal litt es mich nicht mehr auf meinem stillen, einsamen Platze an der Hecke. Ich mußte dabei sein, bei den Anderen, bei dem Ueberfalle, bei dem Einfangen der Juden, in der Nähe der unglücklichen Familie. Nur um dieser willen. Ein unbestimmtes Gefühl sagte mir, daß ich ihnen nützlich sein könne. Es forderte von mir, ihnen zu helfen. Ich mußte hin; das Andere, den Ueberfall, das Einfangen des Knaben — ich mußte es mit in den Kauf nehmen.

Ich sprang auf. Ich schlich gleichfalls zuerst zu Kramer und theilte ihm mit, was ich vorhatte, damit er mich nicht vermissen solle.

Gebe Gott, sagte der alte Gerichtsbote, daß Sie ein gutes Werk thun können.

Ich sollte es nicht können.

Ich ging durch eine Lücke, durch die auch die Anderen gegangen waren, in den Garten. Ich schritt in diesem an der Hecke entlang, vorsichtig weiter, zu dem Hause hin. In der Nähe des Hauses fand ich ein Spalier von Weinreben. Ich verfolgte dasselbe. Ich erreichte sein Ende.

Dort stand der Polizeibeamte vor mir. Er hielt mich an.

Ist etwas vorgefallen? flüsterte er mir zu.

Nein.

Oh, Sie wollen doch dabei sein. Das gefällt mir. Ich bin Ihnen dankbar. Sie kommen noch zur rechten Zeit. Bis jetzt sind die Juden nicht eingetroffen. Aber sie müssen jeden Augenblick anlangen. Es ist drei Minuten über neun. Alles wird glücken. Diese fabelhafte Dunkelheit — wenn der Bursche, der Kleber, auch mit Spitzbuben-, ja mit Polizeiaugen nach seinen Juden ausschauen sollte, er kann sie nicht ankommen sehen. Die beiden Gensd'armen sind drinnen.

Aber was ist das? unterbrach er sich auf einmal.

Er hatte, auch während er mit mir flüsterte, seine Augen überall gehabt.

Wir standen am Ende des Rebenspaliers, an dem ich entlang gegangen war. Es befand sich zwischen uns und dem Hause. Gerade uns gegenüber war ein erhelltes Fenster. Ich hatte es vorher nicht bemerkt. Ich sah es erst jetzt durch die nicht sehr dichten Weinblätter, als ich den Polizeibeamten scharf hinblicken sah. Es war keine drei Schritte vor uns.

Das Fenster wurde gerade langsam geöffnet. Eine Frauengestalt legte sich hinaus, nur wenig, als wenn sie blos in die Nacht, in das nahende Gewitter hineinsehen oder hineinfühlen wolle; auch nur einen Augenblick; nach wenigen Sekunden wurde das Fenster wieder geschlossen.

Was wollte sie? sagte der Polizeibeamte neben mir, wohl mehr zu sich selber, als zu mir. Nach uns

sah sie nicht aus. Sie verschloß das Fenster ganz ruhig wieder. Aber warum öffnete sie es? Es ist die Krankenstube. Die falschen Scheine sind darin, in dem Bette des Kranken. Sollte sie doch Verrath wittern? Sollte sie sich doch umgesehen haben, ob es hier frei sei? Ob man zur Noth von hier mit den Scheinen entkommen könne?

Wer war es? fragte ich ihn.

Eine ältliche Frau, unzweifelhaft die Mutter.

Wir konnten nicht weiter sprechen.

An dem Fenster erschien wieder ein Schatten; gleich darauf wurde es zum zweiten Male geöffnet.

Und nun erlebte ich eine Viertelstunde, die ich niemals in meinem Leben vergessen werde. Selbst dem Berliner Polizeibeamten, der an Schreckliches und Entsetzliches so mancher Art gewöhnt war, wollte sie einmal beinahe das Herz zuschnüren.

Das Fenster wurde geöffnet. Weit, mit beiden Flügeln. Man konnte wohl in die helle Oeffnung sehen.

Die Frau, die es öffnete, blieb noch eine Weile darin stehen.

Das Licht der Stube fiel gerade auf sie.

Es war eine ältliche, magere Frau, mit einem blassen, abgehärmten Gesichte. Es konnte nur die Frau Kleber sein; die Unglückliche athmete ein Paar Mal tief und weit auf.

Die Luft war nicht mehr schwühl. Der Wind vorhin hatte sie abgekühlt, aber nur wenig, so daß sie zugleich milde und erfrischend war.

Sie schien der Frau in der engen, heißen Krankenstube wohl zu thun. Hatte sie doch schon vor einer Viertelstunde aus der ärmlichen, engen Krankenstube in das Nebenzimmer an die freie Luft gehen müssen.

Die frische Luft war auch noch für einen Anderen belebend.

Ah, Mutter, wie erquickt mich das, sagte eine Stimme in der Krankenstube.

Es war eine Knabenstimme. Sie war matt genug, aber doch von jenem traurig eigenthümlichen Tone der Schwindsüchtigen, die in ihrem letzten unglücklichen Stadium sind. Man meint, die reinste Silberglocke zu hören, die aber auch so unendlich zart ist, daß man fürchtet, jeder nächste Ton müsse für immer ihr letzter sein, bei jedem nächsten Tone müsse sie zerspringen.

Es wird Dir doch nicht zu kühl? fragte die Mutter besorgt.

O, nein, nein. Mir wird so leicht, so frei!

Die Mutter hatte bei der Frage sich in das Zimmer zurückgewandt. Sie beugte sich jetzt aus dem Fenster. Sie stieß einen schweren tiefen Seufzer in das Nachtdunkel hinaus. Der Kranke hatte ihn nicht hören sollen. Es war ein Seufzer der tiefsten Angst der Mutter.

Gewiß war es auch dem kranken Knaben in dem Zimmer zu eng geworden, mehr als ihr. Nur darum hatte sie das Fenster geöffnet. Sie hatte es gedurft. Noch heute mußte sie ja den Tod ihres Kindes erwar-

ten, nach dem eigenen Ausspruche des anderen Sohnes. Schaden konnte dem Kranken nichts mehr. Warum sollte sie die letzten Athemzüge des Sterbenden nicht leicht, nicht frei machen? Die letzten! Und sie waren so nahe! Die arme Mutter!

Und das Schrecklichere, das hinter ihr stand, wußte sie nicht einmal.

Der Kranke im Zimmer rief so mit seiner kranken, hellen Stimme:

Mutter!

Was wünschest Du, mein Kind?

Ach, Mutter, es ist mir so wohl, so frisch geworden. Thätest Du jetzt, was Du mir schon lange versprochen hast?

Und das ist?

Die Frau erbebte bei der Frage, man hörte es an ihrer Stimme.

Das schöne Gedicht von Heine, Mutter. Du wolltest es mir wieder vorlesen, wenn ich mich recht wohl fühlte. Jetzt ist mir so wohl. Ich könnte aufstehen.

Der Tod nahet, mußte ich mir sagen.

Die Frau trat in das Zimmer zurück.

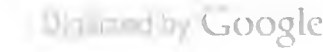
Du wirst? bat der Kranke noch einmal.

Ich werde, mein Kind.

Teufel, flüsterte neben mir der Polizeibeamte. Der Bursche liegt nach Allem im Sterben. Und da ein Gedicht von dem frivolen Freund Heine! Ich bin neugierig!

Noch war auch er frivol.

Ein Paar Minuten blieb es völlig still in dem Zimmer.



Dann begann die Mutter zu lesen. Sie las mit einer schönen, ausdrucksvollen, etwas gedämpften Stimme.

Durch das offene Fenster war jedes Wort zu hören.

Es war Heine's „Wallfahrt nach Kevlaar," was die Frau vorlas:

Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst Du nicht aufstehen, Wilhelm,
Zu schauen die Prozession?"

„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh." —

„Steh' auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter Gottes heilt Dir
Dein krankes Herze ganz."

Es flattern —

Die Vorleserin stockte.

Höret Ihr nicht? fragte sie.

Der Polizeibeamte neben mir war in die Höhe gefahren.

Teufel, flüsterte er mir zu, sie sind da. Ich hatte gar nicht mehr darauf geachtet. Das verdammte Gedicht!

Ich hatte gar nichts gehört.

Ich horchte jetzt.

Es kam mir vor, als ließe sich im Garten, der in das Haus führenden Thür gegenüber, ein leises Zischeln vernehmen. Es konnte funfzehn bis zwanzig Schritte von der Thür entfernt sein. Ein freier Platz hinter dem Hause begann dort; es standen einige Bäume da. Unter diesen war das Geflüster.

Meine Gensd'armen müssen ihre Sache vortrefflich gemacht haben, raunte der Beamte mir vergnügt zu. Den ersten Juden haben sie. Und ich hatte nichts gehört. Ich habe doch ein scharfes Ohr. Auch seine beiden Gefährten müssen nichts gemerkt haben. Sie stehen da ganz ruhig unter dem Baume und plaudern mit einander. — Oh, gleich wird es auch an sie kommen. Lassen Sie uns horchen.

Aber wir vernahmen nichts mehr.

Auch in dem Krankenzimmer war es wieder ruhig geworden.

Höret Ihr nichts? hatte die Mutter gefragt.

Ich habe nichts gehört, antwortete eine jugendliche weibliche Stimme.

Wahrscheinlich waren die beiden Töchter mit der Mutter bei dem Kranken.

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Cöln am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie.
Sie singen beide im Chore:
Gelobt seist Du, Marie.

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut ihr bestes Kleid;
Heut hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferspend',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund'
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Es war schon seit einer Weile unruhig in dem Zimmer geworden.

Auch an anderen Stellen.

Unter den Bäumen am Ende des freien Platzes hinter dem Hause war wieder Bewegung entstanden. Ein leiser Schritt hatte sich von da dem Hause genähert.

Der zweite Jude! hatte der Polizeibeamte, der sein Ohr überall hatte, mir zugeflüstert.

Er horchte dann gespannt nach jener Gegend hin.

Gleich darauf hörte man, wie die Hausthür leise geöffnet und dann wieder angelehnt wurde.

Auch er ist in der Falle. Wenn es nur ohne Geräusch abgeht!

Ich mußte unwillkürlich mit meinem Nachbar hinhorchen.

Es blieb still.

Auch der zweite Jude war in der Falle ohne alles Geräusch abgefangen.

Herrlich, vortrefflich! jubelte mit leisen Worten, aber desto lauterer, innerer Freude der Polizeibeamte. Ich habe heute Glück. Ach, mein Herr, es geht nichts über eine solche Mausefalle. Nun noch der Dritte!

In dem Krankenzimmer hatte man von dem Zwischenfalle gar nichts gehört.

Aber ein paar Mädchengestalten waren darin auf einmal, während die Mutter leiser und leiser das Gedicht las, an dem offenen Fenster erschienen. Die Eine war erwachsen, die Andere jünger, kleiner, zarter. Es schienen feine Gesichter zu sein. Ein Lampenschirm oder ein anderer Gegenstand entzog ihnen das volle Licht der Stube; man konnte ihre Züge nicht genau unterscheiden, selbst nicht, als sie sich aus dem Fenster herausbogen.

Aber daß die Jüngere weinte, sah ich deutlich, obwohl ich es nicht hören konnte.

Und da legte die Aeltere ihren Arm um sie und sagte leise in ihr Ohr:

O, ich bitte Dich, daß er es nicht hört!

Darum lege ich mich ja hinaus, sagte das Kind.

Und nun mußte auch die Aeltere weinen.

Aber hören konnte man auch das nicht.

Sie lagen still, Gesicht an Gesicht, und ihre Thränen vermischten sich, und sie suchten vergebens, sie einander zu trocknen.

Die arme Mutter las unterdeß weiter:

Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil',
Gar Mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht
Und bildete d'raus ein Herz.
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie Deinen Schmerz."

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt.

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!

Ich wohne mit meiner Mutter
Zu Cöllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist todt jetzund —
Maria, Dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' Du meine Herzenswund'.

Heil' Du mein krankes Herze,
Ich will auch spät und früh
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt seist Du, Marie!

Die Stimme der Frau war immer leiser geworden. Das Weinen war auch ihr so nahe; aber jede ihrer Thränen, der leiseste Ton eines Schluchzens hätte der Kranke, der Sterbende gewahrt und es wäre der Todesstoß für seine letzte Ruhe, seine letzte Freude gewesen.

Maria, Dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' Du meine Herzenswund',
Heil' Du mein krankes Herze —

Als sie die Worte las, wollte doch ihr die Stimme versagen.

Aber mit einer übermenschlichen Anstrengung konnte sie weiter lesen.

Wie viele, wie unendlich starke Liebe hat das Mutterherz!

Die Schwesterherzen drohten zu brechen.

O, mein Gott, mein Gott! jammerte das jüngere Kind im Fenster.

O, um Gottes willen, störe seine Ruhe nicht, flehte die Aeltere wieder.

Der Berliner Polizeibeamte an meiner Seite hatte meinen Arm gefaßt.

Ich fühlte den seinigen zittern.

Er zog mich einige Schritte von dem Fenster zurück.

Das halte der Teufel aus, sagte er. Ich wollte, die verdammte Geschichte wäre zu Ende.

Auf einmal horchte er auf.

Er geht! Der Dritte! Nun gilts. Nun noch der da oben. Ich muß dabei sein. Da wird Einem wieder anders werden.

Der Mensch hat sonderbare Arten der Erholung und Stärkung.

Ich hatte auf das, was er vernommen hatte, nicht geachtet.

Er ging leise, aber eilig, nach der Rückseite des Hauses, nach der Hausthür hin.

Ich blieb unter dem Fenster der Krankenstube stehen.

Die beiden jungen Mädchen waren aus dem Fenster verschwunden, sie waren in das Zimmer zurückgetreten.

In dem Zimmer war es still.

Die Mutter hatte eine Pause des Lesens gemacht. Oder hatte sie ganz aufgehört?

Ich sann nach, ob ich länger bleiben oder nach der Vorderseite des Hauses in die Straße zurükkehren solle. Das Herz war mir zerrissen.

Aber konnte ich jetzt fort?

In dem nächsten Augenblick mußte der letzte Schlag des Polizeibeamten fallen, gegen den Hauptverbrecher Kleber, den Sohn, den Bruder der unglücklichen Familie in dem Sterbegemache.

Wie sollte er fallen? Ohne eine Gegenwehr, ohne einen heftigen Kampf, daran war kaum zu denken. Stand dann nicht ein Menschenleben auf dem Spiele?

Und dieses mochte fallen, auf welcher Seite es wollte, was wurde jenen Unglücklichen gebracht?

Eine Leiche oder ein Mörder!

In diesem Augenblicke!

Ich konnte nichts anderes denken. —

Willst Du nicht zu Ende lesen, Mutter? bat die matte Stimme des Kranken.

Greift es Dich nicht an, mein liebes Kind? fragte die Mutter.

Nein, nein.

Sie las weiter:

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes?
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild und schwand. —

Allmächtiger Gott! schrie die Mutter auf.

Es war ein furchtbarer Schrei.

Sie hatte lange allen Schmerz, alles Weh, alles Weinen in ihrer Brust verschließen müssen. In dem Rufe brach es mit krampfhafter, mit ungeheurer, mit entsetzlicher Gewalt heraus.

Was war das? riefen entsetzt die beiden Mädchen.

Ihre Gestalten flogen aus dem Fenster, in die Stube zurück.

Auch ich hatte vernommen, was sie Alle erschreckte, daß ihnen vielleicht das Blut in den Adern gerinnen wollte.

Im Hause war plötzlich ein Gepolter entstanden.

Unmittelbar darauf war ein Schuß gefallen.

Dann noch einer.

Das Alles in der Nähe der Thür, die in den Garten ging, also entweder in dem kleinen Hausflur der sich dort befand, oder auf der Treppe, die in den oberen Stock des Hauses führte.

Hatten die beiden Schüsse getroffen?

Wer war gefallen?

Dem zweiten Schusse folgte ein lautes, fast wildes Schreien.

Hund! Mörder! Haltet ihn!

Ich glaubte die Stimme des Polizeibeamten zu erkennen.

Gleich darauf wurde im Innern des Hauses eine Thür aufgerissen. Unmittelbar darauf eine zweite.

Es war die Thür des Krankenzimmers.

Ein Mensch stürzte in das Zimmer.

Die Papiere, Mutter! Verbrenne die Papiere! rief mit wilder, halb gedämpfter Stimme, in rasender Eile der Mensch.

Eine Mannsgestalt erschien im Fenster, ein junger Mann.

Er sah flüchtig hinaus.

Dann sprang er auf das Gesims.

Er wollte aus dem Fenster entspringen. Das war Alles in wenigen, oder einem einzigen kurzen Augenblicke geschehen.

Ihm etwas zu sagen, sich ihm entgegenzuwerfen, ihn zurückzuhalten, daran hatte keins der Andern im Zimmer nur denken können.

Auch ich nicht. Ich dachte nicht an mein Amt, nicht an meine Pflicht, wie weit sie gehe; ob ich den

fliehenden Verbrecher aufhalten müsse, ob nicht; ob man es mir nicht als Feigheit auslegen müsse, wenn ich mich ihm nicht entgegen werfe. Ich hatte nur Einen Gedanken: die arme Mutter mit dem kranken, sterbenden Kinde. Was sollte aus ihnen werden?

Aber ich war unwillkührlich vorgetreten, gerade als der Verbrecher aus dem Fenster springen wollte.

Er sah mich. Er stutzte. Er machte eine rasche Bewegung.

Ein Schuß fiel aus dem Fenster. Eine Kugel streifte meinen Kopf.

In demselben Augenblicke erschienen drinnen im Zimmer neue Gestalten.

Der Verbrecher wurde aus dem Fenster zurückgerissen.

Ein Kampf, der nur wenige Sekunden dauerte, beendigte seinen Widerstand.

Dann war Todtenstille in dem Zimmer.

Die Mutter, ihre Kinder, der Kranke, was war mit ihnen geschehen?

Ich mußte zu ihnen.

Ich eilte in das Haus.

In dem kleinen Hausflur begegnete mir der Polizeibeamte mit seinen beiden Gensdarmen.

Sie waren alle Drei unversehrt.

Die beiden Gensdarmen führten den jungen Mann, der aus dem Fenster hatte entspringen wollen, in ihrer Mitte.

Es war der Hauptverbrecher Theodor Kleber.

Sie hatten ihn schon gebunden.

Der Polizeibeamte war außerordentlich glücklich.

Das ist ein herrlicher Abend! Ich sage es Ihnen ja. Die drei Juden liegen drüben, im vordern Flur. Gekenbold, ach, es ist eine Freude. Es ging Alles, wie am Schnürchen. Der Bursch hier schoß zwar, aber er fehlte. Ich rechne es für ein Glück, daß auch meine Kugel ihn nicht traf. Auch die Papiere habe ich schon. Sie lagen richtig in dem Bette des Kranken. Oder war er schon todt?

Auch der Amtseifer kann zur Leidenschaft werden, und in der Leidenschaft sieht der Mensch ja nichts Anderes.

Ich ging in das Krankenzimmer.

Oder war es schon ein Sterbezimmer? mußte auch ich mich fragen.

Es brannte eine Lampe darin.

Sie stand auf einem Tische in der Nähe eines Bettes.

Um das Bette herum knieten drei Frauengestalten, die Mutter mit ihren Töchtern.

In dem Bette lag der Kranke todt. Er hatte ausgelitten.

Die Mutter hatte die todten Hände gefaltet. Darauf hatte sie ihr Gesicht gebeugt.

Die beiden Schwestern hielten sich wieder umschlungen und ihre Thränen flossen in einander.

Keine von ihnen gewahrte mich.

Ich trat an den Tisch.

Da lag Heine's Buch der Lieder aufgeschlagen, die Stelle, an der die Mutter aufgehört hatte zu lesen.

Ich mußte still weiter lesen:

> Die Mutter schaut Alles im Traume,
> Und hat noch mehr geschaut;
> Sie erwachte aus dem Schlummer,
> Die Hunde bellten so laut.
>
> Da lag dahingestrecket
> Ihr Sohn, und der war todt;
> Es spielt auf den bleichen Wangen
> Das lichte Morgenroth.
>
> Die Mutter faltet die Hände,
> Ihr war, sie wußte nicht wie;
> Andächtig sang sie leise:
> Gelobt seist Du, Marie! —

Aus den heraufgezogenen Gewitterwolken löste sich der erste Blitz.

Ein krachender Donner folgte.

Die Unglücklichen an dem Bettlager des Todten sahen nicht den Blitz, und hörten nicht den Donner.

Ich aber mußte die ganze Nacht inquiriren.

(Schluß.)

# Sühnung.

## Criminal-Geschichte

von

J. D. H. Temme.

Berlin, 1861.
G. Behrend (Falckenberg'sche Verlagsbuchhandlung.)

1.

## Diebe.

In einer dunklen Herbstnacht gingen zwei Menschen durch die Straßen einer großen deutschen Stadt.

Wenn man sie bei Tage gesehen hätte, so würde man über sie und ihr Geschäft kaum einen Augenblick haben zweifelhaft sein können.

Es waren ein Paar Männer, ein Paar schmächtige Gestalten; der Eine war lang, der Andere war klein. Jener trug einen langen Rock, dieser eine kurze Jacke. Sie gingen langsam, aber scheu; manchmal schossen sie plötzlich einige Schritte vorwärts oder zur Seite. Immer waren sie vorsichtig, immer leise; immer waren ihre Blicke überall hin gerichtet. So zogen scheue, feige, katzenartige Raubthiere auf Beute aus.

Auf Beute zogen sie, die beiden Männer. Es waren ein Paar gewöhnliche Diebe der großen Stadt, und sie führten schon seit manchem Jahre das gewöhnliche, allerdings etwas abwechselnde Leben der Diebe, besonders in großen Städten. Wenn sie in

der Freiheit sind, so stehlen sie; wenn sie gestohlen haben, so bringen sie das Gestohlene durch. Dann stehlen sie wieder, bis sie einmal ergriffen werden, und zuerst in das Criminalgefängniß wandern und dann im Zuchthause Wolle spinnen und zu neuen Diebstählen — gebessert werden. Mitunter kommt es ihnen auch auf einen Raub nicht an, und auch einen Mord, obwohl sie ihn eben nicht lieben, können sie bei ihrem Handwerke nicht immer vermeiden.

Ein echter Dieb stiehlt, was und wo er kann. Die Erzählungen von verschiedenen Diebskasten, deren jede stolz von der andern sich abschließe, sind, wenigstens für die neuere Zeit, Märchen, und die Eintheilungen, die die Gelehrten darauf gegründet haben, sind eben nichts, als gelehrte Phantasien, wie so manches Andere.

Die beiden Diebe suchten wohl zunächst einsame Nachtwanderer, denen auf die eine oder andere Manier Börse, Schnupftuch oder Aehnliches abzunehmen war. Aber in der kalten, feuchten und etwas stürmischen Nacht wollte ihnen Niemand begegnen.

Sie sahen darauf an manchen Häusern hinauf, ob die Fenster noch hell seien, und blieben auch wohl an einzelnen Hausthüren stehen, um zu horchen, ob es drinnen im Hause still und ruhig und sicher sei. Einmal zog auch der Lange schon einen ledernen Beutel von mäßigem Umfange aus der Tasche seines langen Rocks und er begann die Schnur, die um den Hals des Beutels gewunden war, loszuwickeln, und während er damit beschäftigt war, hörte man es in seinen Hän-

den leise klirren und rasseln, als wenn er mit einem wohl assortirten Schlüsselbunde beschäftigt sei.

In solchen wohlverwahrten ledernen Beuteln pflegen die Diebe ihren Vorrath von Nachschlüsseln und Haken bei sich zu tragen.

Aber es kam Jemand durch die Straße, der stehen blieb und sich nach ihnen umsah, und sie fanden es gerathen, weiter zu gehen.

Sie kamen an ein großes, hohes Haus.

Sie blieben vor ihm stehen. Sie sahen angelegentlich an ihm hinauf, mit einer gewissen Sehnsucht. Der Kleine seufzte.

Hier wäre etwas zu machen.

Bei dem Alten, meinst Du? entgegnete der Lange.

Bei dem reichen, geizigen alten Major.

Aber er hat Licht, er ist wach.

Zum Teufel, was schadet das? Er ist ein alter, schwacher Bursch. Man könnte ihm mit dem kleinen Finger den Hals umdrehen.

Er hat einen Bedienten, einen kräftigen gewandten Menschen.

Der schläft nach hinten.

Der Alte könnte ihn bei sich in der Stube haben. Solche alte Geizhälze haben immer Furcht.

Du, Wilhelm!

Was willst Du?

Bei dem Alten ist viel zu holen.

Ich weiß es.

Man könnte schon etwas wagen.

Meinst Du?

Hilf mir da hinauf.

Wozu?

Ich muß einmal sehen, ob er allein ist.

Und dann?

Unsere Nachschlüssel bringen uns in das Haus und auch in die Stube.

Meinetwegen.

Der Lange war eben so kräftig wie schmächtig. Er hob seinen kleinen Genossen auf, wie eine leichte Feder.

Der Kleine war eben so behende wie schmächtig. Er stand auf den Schultern des Langen. Er stellte sich auf dessen Kopf. Er reckte sich in die Höhe. Er langte mit den Händen empor. Er reichte nach einem Fenstergesims. Er erreichte es. Er wollte sich hinaufschwingen.

Halt, halt, Ludwig, flüsterte auf einmal dringend der Lange.

Was giebts?

Es ist Jemand an der Thür.

An welcher?

An der Hausthür. Sie wird von innen geöffnet.

Teufel! Laß mich hinunter.

Der lange Wilhelm ließ den kleinen Ludwig zur Erde nieder.

Beide machten sich leicht und leise wie die Katzen davon.

Aber sie liefen nur bis zum nächsten Kellerhals. Hinter diesem versteckten sie sich.

Die Thür des großen, hohen Hauses wurde in der That geöffnet.

Ein Mann trat eilig heraus. Einen Augenblick blieb er stehen, als wenn er sich besinne, ob er die Thür zuschließen oder offen lassen solle. Er ließ sie offen. Er zog sie blos an. Dann lief er mit langen schnellen Schritten in die Straße. Er war sehr eilig.

Die beiden Diebe traten hinter ihrem Kellerhals hervor.

Das war der Bediente des Alten.

Des Majors?

Ja. Wohin mag der nur so eilig wollen?

Seien wir eiliger als er, Wilhelm.

Du meinst, wir sollen hinein?

Was anders? Er hat die Hausthür offen gelassen? vielleicht auch gar oben den Flur. Der Alte ist ganz allein.

Er kann aber auch Gesellschaft haben. Wie käme der Geizhalz sonst dazu, das Licht brennen zu lassen.

Wir erfahren es, wenn wir drinnen sind.

Und wenn es zu spät ist? Ich bekomme lebenslänglich, wenn sie mich fangen.

So hebe mich wieder hinauf.

Der Lange hob den Kleinen wieder auf. Der Kleine stand wieder auf seinen Schultern, auf seinem Kopfe. Er langte wieder nach dem Fenstergesimse. Er erreichte es. Er schwang sich in die Höhe. Er kletterte an der Mauer hinauf. Er hielt sich mit Händen und mit Füßen. Er erreichte das Fenster des ersten Stockes.

In dem ersten Stock wohnte der alte Major.

Das Fenster war hell. Der Dieb sah hindurch.

Teufel! was ist das? murmelte er.

Was siehst Du? fragte der Lange.

Der Andere antwortete nicht. Er schien ganz versunken zu sein in das, was er sah.

Hat der Alte Gesellschaft?

Ja, aber eine so sonderbare.

Wer ist bei ihm?

Zwei Personen, ein Kerl und ein Frauenzimmer.

Teufel! was machen sie bei ihm?

Frag', was sie mit ihm machen.

Was giebt es denn?

Man pfuscht uns in das Handwerk, Wilhelm.

Donnerwetter! Und es sind nur zwei?

Wie ich Dir sagte.

Und nur ein Kerl? das andere ist eine Dirne?

Ja, ja!

So komm herunter. Wir müssen hinauf, ihnen helfen.

In dem langen Diebe hatte die Mißgunst gegen die Fremden, die in sein Handwerk pfuschten, die Lust des Stehlens zur Wuth angefacht.

Aber der Kleine konnte sich nicht von dem Fenster trennen. Was er sah, fesselte ihn, ja es mußte ihn beinahe entsetzen, ihn, den routinirten Dieb, dem es auch auf einen Raub nicht ankam, der sogar einen Mord nicht scheute, wenn es nicht anders sein konnte.

Er gab seinem Kameraden keine Antwort. Er sah mit brennenden Augen durch das Fenster. Er hielt sich krampfhaft an der Mauer, mit Händen und Füßen.

Alle Teufel! Herr des Himmels! rief er auf einmal. Er schrie es beinahe laut auf.

Dann kletterte, flog er von dem Fenster herunter, an der Mauer entlang. Auf dem halben Wege machte er einen Sprung. Auch das Fliegen war ihm noch zu langsam gewesen.

Er stand keuchend neben seinem Kameraden, kreideweiß im Gesichte; aber seine Augen brannten noch.

Mensch, was hast Du? was war da oben?

Der Alte lag im Bett. Er ist noch darin.

Und er hat Gesellschaft bei sich?

Ja, und sie plünderten ihm Kisten und Kasten aus.

Wer?

Der Kerl und die Dirne.

Und was fanden sie?

Gold, Gold! lauter Gold.

Hölle und Teufel! und Du kannst nicht herunter?

Konnte ich? Der Alte wurde einmal wach. Er hatte geschlafen.

Und da?

Und da rief er ein paar Worte. Die Beiden erschracken und der Alte wollte aufspringen. Der Kerl aber rannte zu ihm und die Frauensperson folgte ihm, und da sah ich —

Donnerwetter, Ludwig, erzähle nachher weiter. Sind die Beiden noch da?

Gewiß. Sie —

Hinauf, hinauf! Wir jagen ihnen den Raub ab. Sie müssen mit uns theilen.

Der lange Dieb hatte schon die Füße aufgehoben. Er rannte nach dem Hausflur.

Der Kleine folgte ihm.

Sie flogen durch die Thür, die nur angelehnt war, durch den Hausflur, die Treppe hinauf.

Es war still im Hause, sie liefen leise wie Katzen. Es war dunkel auf Flur und Treppe, sie hatten auch Augen wie Katzen.

2.

## Mörder.

In dem Hause hatte sich unterdeß Folgendes zugetragen:

Oben in einer kleinen Dachstube waren zwei junge Leute beisammen, ein Mann und ein Frauenzimmer.

Sie schienen ungeachtet des späten Abends zum Ausgehen bereit zu sein. Man konnte sogar meinen, sie hätten eine Reise vor.

Ein kleines Reisebündel lag schon fertig auf einem Stuhle. Mit dem Packen eines zweiten waren sie beschäftigt. Die Sachen des jungen Mannes wurden darin eingepackt. Es war gleichfalls ein kleines Bündel.

Wenn sie wirklich eine Reise machen wollten, mit

vielen Sachen wollten sie sich nicht belasten. Sie konnten es auch wohl nicht. In der kleinen Dachstube wenigstens blieb nichts zurück, was nicht niet- und nagelfest war.

Auch das zweite Bündel war fertig.

Gehen wir, Auguste?

Noch einen Augenblick Friedrich. Wir haben hier so manche glückliche Stunde verlebt. Der Abschied wird mir schwer. Wohin werden wir jetzt kommen?

Hoffentlich dahin, wo es uns besser geht, als hier. Wir wollen ja unser Glück suchen.

Ach, Friedrich, das ist das Unglücklichste auf der Welt, sein Glück suchen zu müssen.

Hier ging es nun doch nicht mehr mit uns.

Leider nicht.

Du fängst schon jetzt an zu klagen?

Nein, nein. Es fiel mir nur so Manches ein, und das ist so natürlich, wenn man von der Heimath auf immer Abschied nehmen muß.

Muß, Auguste? Du scheinst mir ja Vorwürfe machen zu wollen.

Habe ich das je gethan, Friedrich? Mache mir das Herz nicht noch schwerer.

Aus den Augen des jungen Frauenzimmers fielen Thränen. Sie trocknete sie schnell ab, daß der junge Mann sie nicht sehen sollte.

Er hatte sie doch gesehen. Er machte ihr keine Vorwürfe mehr, die er ihr dadurch gemacht hatte, daß er ihr vorhielt, sie habe sie ihm gemacht.

Er reichte ihr seine Hand.

Laß uns in Frieden von hier fortgehen, Auguste. Wir haben ihn nöthig.

Gewiß, gewiß.

Sie lag schon an seiner Brust. Er umfing sie mit seinen beiden Armen und drückte sie an sich.

So konnte sie sich laut ausweinen.

Auch seinem Gesichte sah man an, daß ihm das Herz schwer genug war; in diesem Augenblick gewiß.

Es war ein schönes Paar, der junge Mann und das junge Frauenzimmer. Aber es war doch etwas, was einem nicht an ihnen gefiel.

Der junge Mann war am Ende der Zwanziger, war groß und schlank; er hatte ein fast regelmäßiges schön geschnittenes Gesicht, dunkele, lebhafte Augen, schwarzes, lockiges Haar. Alle seine Bewegungen waren leicht und rasch.

Das Mädchen — denn ein Mädchen war sie und nicht seine Frau — war eine außerordentlich feine und zierliche Blondine mit dem zugleich reizendsten, sanftesten und frommsten Gesichte von der Welt. Sie war noch sehr jung, vielleicht kaum siebenzehn Jahre alt.

Soweit war Alles gut und schön an ihnen.

Aber aus dem Gesichte des Mannes leuchtete unverkennbar ein Leichtsinn hervor, der um so unangenehmer berührte, da er zugleich als ein tief eingewurzelter und als ein wilder, entschlossener und, wenn auch nicht zum Aeußersten, doch zu Manchem, was nicht sein sollte, fähiger sich zeigte. Ein etwas wüstes Leben zeigten die mitunter verlebten Züge auch an.

Und dieser Mann war dem frommen und sanften

Mädchen Alles. Man sah es ihr auf den ersten Blick an, nur in ihm lebte sie, seine Gedanken waren die ihrigen, sein Wille war ihr Wille; nur eins war ihr selbst eigen, die unbegrenzte, hingebenste Liebe zu diesem Manne.

Was man so an Beiden sah, war in der That so.

Friedrich Bauer war der Sohn eines reichen Oeconomen aus der Provinz. Sein Talent und seine Lust zum Lernen hatten den Vater bestimmt, ihn studiren zu lassen. Als Knabe war er wild und unbändig gewesen. Als Gymnasiast war er träge und leichtsinig geworden. Als Student hatte er gar nichts mehr gethan und sein Leichtsinn war zur Gemeinheit heruntergesunken. Sein Vater war gestorben. Seine Mutter hatte das Vermögen mit ihren Kindern theilen müssen. Sie hatte viele Kinder. Auf jedes Einzelne kam nicht viel. Friedrich Bauer hatte seinen Theil bald durchgebracht. Gelernt hatte er noch nichts. Er lebte nur von dem Vermögen seiner Mutter. Es ging auch bald zu Ende; sie konnte ihm nichts mehr geben. Seine Geschwister wollten ihm nichts geben. Er mußte sich selbst ernähren. Er war noch immer Student. Er lebte vom Prellen der Füchse und vom Spielen. Zuletzt spielte er falsch. Er wurde von der Universität fortgejagt. Er ging in die nächste große Stadt. Er lebte hier wie auf der Universität. Nur konnte er keine Füchse mehr prellen, weil keine Universität da war; dafür zog er junge Kaufleute, Fähndriche und was ihm sonst in den Wurf kam, aus. Zuletzt war auch hier die Polizei hinter ihm. Er sollte als Betrüger und falscher

Spieler aufgehoben werden. Er war nicht mehr zu finden, wenigstens von der Polizei nicht. Da war er noch immer, und er spielte auch noch immer, auch noch falsch.

Die heiligste, und doch eine so unheilige Liebe hielt ihn verborgen.

Um zwölf Uhr jeden Tag ging er aus. So lange hatte er geschlafen; denn die Nächte hatte er durchgespielt. Um zwölf Uhr war es in den Straßen besonders lebhaft. Büreaus, Comptoirs, Läden, Ateliers, Handwerksstätten und Arbeitsplätze wurden verlassen. Alle Welt eilte, das Mittagsmahl zu verzehren, um dann, oft kaum nach einer halben Stunde, zu der Arbeit zurückzukehren.

Friedrich Bauer, der Spieler, ging zu einem bestimmten Frühstückshause.

Auf seinem regelmäßigen Gange begegnete ihm regelmäßig, fast in der nämlichen Minute und an der nämlichen Stelle ein junges Mädchen, die dem mittleren Arbeiterstande anzugehören schien. Sie fiel ihm auf durch ihre Schönheit und Anmuth. Sie fesselte ihn durch ihre Sanftmuth, Frömmigkeit und Unschuld.

Unschuld fesselt immer den Wüstling, Sanftmuth den wilden, Frömmigkeit den leichtsinnigen Menschen. Bei dem Wüstling ist es wohl etwas Anderes. Aber die Einen müssen instinktmäßig an das, was ihnen abhanden gekommen ist, bei Andern sich anschließen; es ist das jetzt ihr moralischer Halt, und eines moralischen Haltes bedarf jeder Mensch.

Dem sechszehnjährigen Mädchen war der schöne

junge Mann aufgefallen, der ihr täglich begegnete, der sie bemerkte, der auch seine brennenden Blicke auf sie richtete, der bescheiden sie grüßte, zuletzt um Erlaubniß bat sie nach Hause führen zu dürfen. Als dies geschah, hatte er ihr schon längst gefallen. Sie hatte ihn daher nicht zürückgewiesen.

Er hatte ihr gesagt, daß er ein junger Beamter sei, der von seinem Bureau komme. Ein Vertrauen war des andern werth: sie erzählte ihm, daß sie eine Waise sei und Auguste Wegmann heiße. Ihr Vater war Setzer in einer Buchdruckerei gewesen. Ihre Eltern waren arm gestorben. Die Kinder waren zu fremden Leuten gekommen. Sie hatte das Putzmachen gelernt. Bei einer Putzmacherin arbeitete sie jetzt. Kost und Logis hatte sie bei armen, ordentlichen Leuten. Sie hatte einen Vormund, aber er bekümmerte sich nicht um sie.

Wenn ein junger Mann von achtundzwanzig und ein Mädchen von sechszehn Jahren, beide schön, beide liebenswürdig, einmal vertraut mit einander geworden sind, dann findet sich auch die Liebe ein. Und wenn die Liebe sich eingefunden hat, und der Mann ist leichtsinnig und das Mädchen ist unerfahren, dann — wer kann der Verführung des armen Mädchens noch wehren? Sie kommt über sie, gerade je frommer und unschuldiger die Arme und je weicher ihr Herz ist, denn ein weiches Herz, wie leicht ist es auch ein schwaches?

Die Verführte wurde das Eigenthum des Verführers, um so voller und willenloser, je frommer und unerfahrener sie war.

Aber er liebte sein Eigenthum und er behielt es lieb.

Und so war ihr Verhältniß ein unheiliges und es war doch ein so heiliges in dem treuen, Alles aufopfernden, über Alles liebenden Herzen des Mädchens, das noch keine volle siebenzehn Jahre alt war. War nicht auch etwas Heiliges in seiner Liebe und Treue gegen sie, an deren braven, redlichen, treuen Herzen er einen sittlichen Anhalt suchte, wenn er ihn auch nicht immer fand?

Sie hatte nach seinem Willen ihre Arbeit verlassen und ihr Logis bei den armen Leuten aufgeben müssen. Sie hatte dann ein eigenes Stübchen gemiethet, freilich auch nur ein ärmliches, oben unter dem Dache. Aber sie war allein dort, und als er von der Polizei gesucht und verfolgt wurde, konnte er bei ihr ein sicheres Unterkommen finden. Ihr Verhältniß zu ihm war unbekannt geblieben, auch der Polizei.

Auf die Dauer konnte er aber nicht bleiben. So beschloß er mit ihr auszuwandern. Nach Amerika wollten sie. Etwas Geld zur Reise hatte er noch. Was ihm fehlte, hoffte er in der letzten europäischen Hafenstadt — zu gewinnen. Gespielt wird ja überall in der Welt.

Sie war mit ihm einverstanden. Sie wäre ihm durch die ganze Welt gefolgt, auch wenn sie sich mit ihm und für ihn hätte durchbetteln müssen. Daß er vom Spiele lebte, wußte sie selbst; es lebten so manche Leute davon, selbst sehr hochstehende. Daß er falsch spielte, hatte er ihr nicht gesagt.

Der Tag ihrer Abreise war festgesetzt, oder viel-

mehr die Nacht. Bei Tage durfte er sich nicht sehen lassen.

Sie waren mit dem Einpacken ihrer wenigen Sachen fertig.

Das Herz war ihnen schwer dabei geworden, so schwer, daß sie sich beinahe gegenseitig Vorwürfe gemacht hätten. Das weiche Herz des Mädchens, die Liebe Beider hatte wieder ausgeglichen.

Laß uns jetzt aufbrechen, Friedrich.

Komm.

Sie verließen das Stübchen. Jeder trug sein Reisebündel unter dem Arm.

Das Mädchen schloß die Thür der Stube ab.

Warte Du einen Augenblick hier an der Treppe, Friedrich. Ich bringe der Wirthin den Schlüssel und sage ihr Adieu.

Die Wirthin wohnte in einer seitab gelegenen Bodenkammer. Sie war eine alte Frau, halb blind und halb taub. Von der Anwesenheit des jungen Mannes in ihrer Wohnung hatte sie nichts wissen dürfen und nichts gewußt. Daher mußte das Mädchen allein zu ihr gehen.

Der junge Mann blieb oben an der Treppe im Dunkeln stehen.

Der Abschied des Mädchens von der Wirthin dauerte etwas lange. Alte Frauen, wenn sie taub sind, plaudern doppelt gern.

Dem jungen Manne sollte unterdeß die Zeit nicht lang werden.

Die Treppe, an der er oben stand, führte durch

alle Etagen des Hauses. Sie war in allen Etagen dunkel. Es war überall im Hause still.

Auf einmal wurde es lebendig unten im ersten Stock.

Angstlaute kamen herauf; schwaches, wie unterdrücktes Rufen um Hülfe. Dann ein Schlagen von Thüren. Dann ein lauter, heller Schrei. Dann tiefe Stille. Dann wurde auf einmal heftig eine Thür aufgerissen. Jemand stürzte die Treppe hinunter. Die Hausthür wurde geöffnet. Im ganzen Hause herrschte wieder Todtenstille.

Was war das? Was war da gewesen?

So fragte sich auch der junge Mann, der oben an der Treppe im Dunkeln stand. Er mußte es wissen. Er dachte auch wohl an mehr. Woran denkt ein leichtsinniger Mensch nicht, der gemein, ein Betrüger und falscher Spieler geworden ist?

Er schlich die Treppe hinunter, eilig, leise. Er gelangte auf den ersten Stock. Eine Thür stand halb offen. Es war wohl die, welche vorhin so hastig aufgerissen war. Man hatte nicht gehört, daß sie wieder zugemacht war.

Er blieb vor der Thür stehen.

Hier wohnt der alte Major, der alte reiche Geizhals. Von hier kam das Geschrei. Was mag mit ihm geschehen sein?

Er trat näher an die halb offene Thür.

Hineinsehen darf man schon.

Er sah durch die Thür.

Teufel der Alte ist allein. Er liegt im Bett. Er

rührt sich nicht. Was ist da passirt? Ich muß es wissen. Gefahr ist nicht dabei.

Er trat durch die Thür.

Er war in einem Zimmer, das von einer Lampe erleuchtet wurde. In dem Zimmer standen Möbel eines Wohnzimmers und ein Bett. In dem Bett lag ein alter Mann.

Das Zimmer war zugleich Wohn- und Schlafgemach des alten, reichen, geizigen Majors.

Der junge Mann trat näher an das Bett. Er sah sich den alten Mann an, der darin lag. Er fuhr auf, aber vor Freude, mit einer Lust, die plötzlich in ihm auftauchte, die rascher wuchs.

Der liegt im Sterben, wenn er nicht schon todt ist. Er leidet am Brustkrampf, sagte mir August. Der Krampf hat ihn vorhin befallen. Darum der Angstruf, der Schrei. Der Bediente hat keinen Rath gewußt. Er ist in seiner Noth zum Arzt gelaufen und hat den Alten allein gelassen. Der Tölpel. Das kommt davon, wenn man zu geizig ist, sich vernünftige Leute zu halten!

Aber was nun?

Was nun? Keine Frage. Der Alte wohnt mit dem Burschen allein. Kein Mensch weiter ist in dem Quartiere. Der Arzt wird in der Nähe nicht wohnen. In der Nacht sind die Herren nicht so geschwinde bei der Hand. Da wäre das fehlende Reisegeld zu holen, wenn das Glück mir beisteht, noch mehr.

Der Leichtsinn führt zur Gemeinheit, die Gemeinheit zum Verbrechen, das leichtere Verbrechen zum

schwereren. Der falsche Spieler unterscheidet sich von dem Diebe ja nur dadurch, daß er frecher ist als dieser, freilich auch meist höher in der Gesellschaft stehend.

Der junge Mann war, wie schnell im Entschluß, so rasch in der Ausführung.

Er hatte sich schon nach Schränken und Kommoden umgesehen. Sie waren verschlossen. Das setzte ihn nicht in Verlegenheit. Auf einem Stuhle vor dem Bette lagen Kleidungsstücke.

Darin wird der Alte die Schlüssel verwahren, unmittelbar neben sich.

Er durchsuchte die Kleidungsstücke. Er fand nicht, was er suchte.

Aber er war Psycholog, Menschenkenner.

Oh, alter Geizhals, bist Du noch sicherer gewesen?

Er schob seine Hand unter das Kopfkissen, auf dem der sterbende oder schon todte alte Mann lag. Auch der Tod war dem leichtsinnigen, gemeinen Verbrecher, in dem die Lust einmal erwacht war, nicht heilig.

Richtig, alter Schuft!

Unter dem Kopfkissen fand er was er suchte. Er zog an einem Bande drei Schlüssel hervor.

Er flog damit an einen Schrank, an einen zweiten, an eine Kommode. Er öffnete sie alle. Sie öffneten sich leicht. Wo er am meisten finden werde, wollte er zugreifen.

Er fand in allen Etwas, Gold, Schmucksachen. Ueberall hatte der geizige Alte Gold und Kostbarkeiten zusammengescharrt und eingescharrt, wer weiß, seit wie langer Zeit.

Der junge Mann griff zu, was er faßte und steckte zu sich, was seine Kleider aufnehmen konnten.

Seine Lust war wild und wilder geworden.

Da hörte er draußen auf der Treppe einen Schritt. Sein Auge war nur in Kommode und Schränken. Sein Ohr war überall. Auch seinen Namen glaubte er leise rufen zu hören. Der Schritt kam von oben.

Auguste! Teufel! Aber sie muß helfen. Sie wird zurückschrecken; ihre Hände sind rein. Aber sie muß, sie muß.

Seine Lust war zur völligen Wildheit geworden.

Auguste, rief er durch die Thür, hierher, hierher!

Es war das Mädchen, sie stand an der Thür.

Aber was machst Du dort? das ist ja die Stube des alten Majors.

Ich weiß es. Komm nur.

Sie wollte nicht. Er zog sie hinein.

Der Major ist ja da.

Er ist todt.

Und Du?

Ich hole Reisegeld für uns. Hilf.

Allmächtiger Gott! Du stiehlst ja? Du bist ein Räuber?

Der Alte ist ja todt. Stehlen und rauben kann man nur Jemandes Eigenthum. Ein Todter hat kein Eigenthum mehr.

Friedrich, ich beschwöre Dich.

Fasse zu. Stecke ein. Hier!

Er wollte sie zu der Kommode ziehen, bei der er zuletzt beschäftigt gewesen.

Ein plötzliches Geräusch sprengte sie auseinander.

Es kam aus dem Bette, in dem der alte Major lag.

Er war nicht todt. Er hatte nur in dem erstarrenden Brustkrampfe wie todt dagelegen. Der Krampf war gewichen. Der Kranke wurde unruhig. Er erhob den Kopf, er wollte sich umsehen.

So wie er sich umsah, mußte er die beiden Fremden in dem Zimmer sehen.

Der Dieb flog zu dem Bette. Er riß dem erwachenden Kranken ein Kissen unter dem Kopfe weg. Er warf es ihm auf den Kopf, auf das Gesicht.

Das Mädchen war ihm gefolgt.

Um Gotteswillen, Friedrich! Bei Deiner Seligkeit.

Was willst Du?

Laß ab, Du wirst ein Mörder.

Thörin. Er darf uns nicht sehen. Hilf. Drücke das Kissen fester. Hier!

Die Wildheit war zur Wuth, zum Wahnsinn in ihm geworden, zur Wuth, zum Wahnsinn des Mörders.

Das ist die letzte Verbrecherstufe.

Er hatte sie nur zu rasch erreicht. Charakter und Gelegenheit hatten gefördert.

Hilf! Hier! rief er.

Er rief es befehlend, drohend, wüthend. Er sah sie mit dem Blicke des Mörders an, mit jenem entsetzlichsten Blicke, der ein menschliches Auge treffen kann.

Sie entsetzte sich. Es war ihr, als ob er sie morden wolle, morden müsse, wenn sie nicht gehorche.

Die Angst betäubte sie. Einen andern Willen als den seinigen hatte ste schon lange nicht gehabt.

Sie half, sie drückte das Kissen fester, dort, wo er es ihr zeigte.

So! laß ihn nicht los. Daß er sich nicht rührt!

Er flog wieder zu der Kommode. Er raffte von Neuem Gold zusammen. Er schob es in die Kleider des Mädchens. Er war kein Mensch mehr.

So ist die Raserei des Mörders.

Der Mord war vollbracht.

Ein furchtbarer Seufzer unter dem Kissen, unter der Hand des Mädchens. Ein Stöhnen. Ein heftiger Ruck.

Kein Laut, keine Bewegnng mehr!

Ein kalter Schauder durchfuhr den Körper des Mädchens. Sie glich selbst einer Leiche.

Friedrich, schrie sie laut krampfhaft auf.

Da wurden wiederum Schritte draußen auf der Treppe hörbar. Sie kamen von unten.

Der Räuber, der Mörder hatte auch in der Raserei seines Verbrechens sein Ohr überall.

Fort, Auguste. Man kommt.

Er riß sie von dem Bette, aus dem Zimmer, die Treppe hinauf.

Oben im Dunkeln blieb er mit ihr stehen.

Zwei Menschen kamen von unten herauf. Sie verschwanden durch die Thür, die in das Zimmer des Majors führte, des Beraubten, des Ermordeten.

Fort! rief der Räuber, der Mörder noch einmal.

Sie flogen Beide die Treppe hinunter, aus dem

Hause, auf die Straße. Niemand begegnete ihnen. Niemand hatte sie gesehen.

So war der Mörder entkommen.

Mit ihm die — war die Unglückliche nicht die Gehülfin seines Mordes? Auch Mörderin?

Schuld erzeugt Mitschuld, und ein schwaches Herz wird so leicht mitschuldig, besonders wenn es ein liebendes Herz ist.

3.

## Verurtheilte.

Die beiden Diebe, denen es auch auf einen Raub nicht ankam, und die vor einem Morde nicht zurückschreckten, kamen in das Zimmer des Sterbenden, jetzt wohl gewiß des Todten.

Sie hatten im Hinaufeilen auf die Treppe Schritte höher fliehen hören. Sie hatten sich nicht darum bekümmert.

Sie fanden in dem Zimmer die beiden Personen nicht mehr, die der eine von ihnen durch das Fenster gesehen hatte.

Desto besser, Wilhelm. Drauf, drauf; nimm Du die Schränke, ich nehme die Kommoden.

Aber der Alte?

Was geht uns der Alte an?

Der Todte ging sie nichts an.

Sie plünderten die Schränke und Kommoden aus. Sie fanden noch genug. Der geizige alte Major war sehr reich — gewesen.

Noch einmal kamen Schritte die Treppe hinauf. Die Diebe hörten sie.

Diesen Kasten muß ich noch öffnen und wenn der Teufel käme.

Er riß, er brach an dem Kasten.

Die Schritte hatten die Thüre erreicht.

Es waren der zurückkehrende Bediente und der Arzt, den er geholt hatte.

Der Bediente war ein kräftiger Bursche und der Arzt ein Mann von entschlossener Geistesgegenwart.

Sie sahen, was in dem Zimmer vorging.

Der Arzt schlug von außen die Thür zu und hielt sie fest.

Rufe um Hülfe durch das Fenster! befahl er dem Bedienten.

Der Bursche riß daß Flurfenster auf, das auf die Straße führte.

Diebe, Räuber, Mörder! rief er durch das Fenster laut genug.

Auf der Straße wurde es lebendig.

Von allen Seiten liefen Menschen herbei, dem Hause zu, in das Haus hinein.

Es waren auch Gensdarmen und Polizeidiener darunter.

Sie öffneten die Thür zu dem Zimmer des Verbrechens. Sie drangen hinein.

Die beiden Diebe hatten nicht entweichen können. Sie hatten vergebens nach allen Seiten einen Ausgang gesucht. Die Thür hatten sie nicht aufzureißen vermocht. Die Fenster hatten sie wohl aufgerissen, aber als sie das Wagniß unternehmen wollten, hinauszuspringen, stand die Straße unten schon voll Menschen. Eine zweite Thür war nicht da. Sie mußten sich in ihr Schicksal ergeben.

Bursche, das verdanke ich Dir, wüthete verbissen der lange Wilhelm. Hättest Du den verdammten Kasten dagelassen, wir wären entkommen. Jetzt erhalte ich lebenslänglich.

Ich nur zwei Jahre, erwiederte gleichmüthiger der kleine Ludwig. Mich ärgert nur das schöne Gold, das wir wieder herausgeben müssen. Aber wer weiß noch?

Ein ächter Dieb hat immer, wenn auch nicht Muth, doch Hoffnung. Und in der That, Glück haben sie mehr als ehrliche Menschen.

Diesmal hatten die Beiden kein Glück.

Sie hatten vielmehr ein großes Unglück, an das sie nicht gedacht hatten.

Als Diebe wurden sie auf offener, brennender, handhafter That ergriffen. Sie konnten nicht leugnen.

Der lange Wilhelm, der „lebenslänglich bekam", wollte zwar den Versuch machen.

Ein Herr hat uns hier herein gerufen, um einzupacken. Als er Leute kommen hörte, lief er davon.

Aber der kleine Ludwig hielt zu viel auf seine

Ehre, um zu einer so wohlfeilen und verbrauchten Ausrede zu greifen und da er keine andere hatte, so ergab er sich auch jetzt ruhig.

Nun ja wir fanden die Thür offen und da haben wir die Gelegenheit wahrgenommen.

Allein der Bediente war an das Bett getreten, um nach seinem Herrn zu sehen, der Arzt war ihm gefolgt.

Der Diener hob die Kissen auf, die über dem alten Manne lagen.

Todt! rief er entsetzt.

Erwürgt, setzte ruhig der kundige Arzt hinzu.

Mörder, Raubmörder! stürzte Alles auf die beiden Diebe ein.

Sie erschraken selbst, mehr, als der Bediente sich entsetzt hatte. Der Beraubte war todt und der Schein war gegen sie.

Zwei andere Personen waren vor uns hier, vertheidigten sie sich zwar. Ein junger Mensch und eine Dirne, sie haben ihn erwürgt.

Aber man spottete des frechen Einwandes.

Ein Polizeibeamter forschte gleichwohl sofort nach. Allein von einem jungen Manne wußte kein Mensch im Hause etwas, und das junge Mädchen, das oben im Dachkämmerchen gewohnt, hatte schon vor länger als einer Stunde von ihrer Wirthin Abschied genommen und das Haus verlassen.

Hier ist ja das Vierfache mehr gestohlen, als bei uns wiedergefunden ist, wollten die Diebe noch geltend machen.

Das wird sich später finden, wurde ihnen erwidert.

Sie wurden als Mörder, als Raubmörder gefesselt, fortgeführt und in die Gefängnisse gebracht.

Die eigentlichen Mörder waren längst fort.

Den vermeintlichen Mördern wurde als solchen der Prozeß gemacht.

Sie brachten wiederholt vor, worauf sie sich schon gleich berufen hatten.

Allein dafür, daß zwei andere Personen das Verbrechen verübt hätten, war nicht der geringste Beweis, nicht einmal eine Wahrscheinlichkeit herbeizuschaffen. Ein fremder junger Mann war nie in dem Hause gesehen. Das Mädchen, Auguste Wegman, hatte immer ordentlich gelebt, und Niemand wußte, daß sie mit einem Manne Umgang gehabt habe. Das Zeugniß gaben ihr Alle, die sie kannten. Daß sie am Abende des Verbrechens eine Stunde vor diesem das Haus verlassen habe, bestätigte wiederhohlt ihre Wirthin. Sie war seitdem zwar später verschwunden, und alle Bemühungen des Inquirenten, eine Nachricht von ihr zu erhalten, blieben fruchtlos. Allein dem Inquirenten konnte das nur Veranlassung geben, den Inquisiten vorzuhalten: sie hätten auf ihre Beute schon lange vor der That gelauert, dabei das Mädchen das Haus verlassen sehen und nun, indem sie zugleich ihr einen Begleiter hinzugelogen, auf die Unschuldige ihre Schuld abwälzen wollen. Sie mochten dagegen protestiren und schwören und beschwören — der lange Wilhelm weinte

sogar wahrhafte, bittere Thränen der Unschuld — es half ihnen nichts.

Die Umstände sprachen gegen sie; als Räuber waren sie ergriffen; der Inquirent war auch überzeugt, daß sie die Mörder seien.

Die Untersuchung wurde noch zu der Zeit des Untersuchungsverfahrens geführt, in welcher der Inquirent der Herr des Verfahrens war.

In dem modernen französisch-deutschen sogenannten Anklageverfahren ist bekanntlich der Staatsanwalt der Herr des Verfahrens. Ein Staatsanwalt würde sich vielleicht gar nicht die Mühe gegeben haben, dem Mädchen und ihrem Begleiter nachzuforschen. Es gehörte ja nicht zur Begründung der Anklage, sondern war Sache des Angeklagten und seines Vertheidigers.

Der Angeklagte aber hätte in enger, strenger Haft gesessen und keinen Menschen sprechen dürfen, und einen Vertheidiger erhielt er, wenn es zu spät, wenn die Untersuchung zu Ende war.

Das nennt man Fortschritte der Gerechtigkeit.

Bei den beiden Dieben war in der That weniger gefunden als gestohlen war. Ueber drei Viertheile des gestohlenen Gutes blieben verschwunden, eine Menge Juwelen, an zwanzigtausend Thaler in Gold, so viel man nachrechnen konnte, und einem Geizigen, der ein langes Leben immer heimlich verborgen hat, kann man kaum halb nachrechnen. Wo war das Alles geblieben, wenn nicht vor den Dieben schon andere Personen dagewesen waren?

Der Inquirent hatte auch darauf eine Erwiderung.

Ihr habt einen dritten Genossen gehabt, der unten auf der Straße Wache gestanden hat, dem Ihr zugleich das Geraubte durch das Fenster zuwarft, und der sich davon gemacht hat, als Gefahr kam.

Ein moderner Staatsanwalt würde diese schlaue Combination auch den Geschworenen eingeredet haben, mit allen Waffen, mit allem Feuer der Beredsamkeit und er würde dabei ein Schuldig, ein Schuldig des Raubmordes von ihnen gefordert haben, gefordert mit jener Autorität, mit jener obrigkeitlichen Gewalt, die das Gesetz selbst ihm einräumt, mit der er auf sie eingestürmt wäre, mit der er sie verantwortlich gemacht hätte, für Raub, für Mord, für Plünderung, für Anarchie, für die Auflösung aller Elemente des Staatsverbandes. „Wenn Sie hier nicht schuldig sprechen, meine Herren Geschworenen, der nächste Raub, der nächste Mord, jeder fernere Raub und Mord fällt auf Ihr Gewissen, Sie sind seiner schuldig, auf Ihr Haupt fällt das Blut!"

Und die Geschworenen hätten vielleicht Unschuldige für schuldig erklärt, und der Gerichtshof sie vielleicht zum Tode verurtheilt, und sie wären hingerichtet worden, mit der Guillotine, mit dem Schwerte, dem Beile. In einigen deutschen Ländern rädern sie heute noch.

So kam es nicht.

Diese neueren Fortschritte der Gerechtigkeit waren damals in Deutschland noch nicht gemacht. Gelehrte Richter saßen und urtheilten damals noch am grünen Tische, ohne Staatsanwalt und ohne Geschworenen, die im Sinne der Staatsanwaltschaft ausgesucht sind,

freilich noch mit außerordentlicher Strafe und mit vorläufiger Freisprechung.

Die gelehrten Richter am grünen Tisch theilten die Ueberzeugung des Inquirenten nicht und sprachen den langen Wilhelm und den kleinen Ludwig von der Anschuldigung des Raubmordes vorläufig frei, verurtheilten aber wegen Diebstahls den ersten zu lebenswieriger und den zweiten zu zweijähriger Zuchthausstrafe.

So hatten sie es Beide vorhergewußt. Echte Diebe kannten damals die Gesetze eben so gut wie die gelehrten Richter.

Die ließen sich doch nicht durch die Gesetze abschrecken?

In den Kammern, in denen sie die Gesetze machen, meinen sie das freilich. In den Kammern meinen sie viel, was nicht so ist.

---

4.

## Die Diebe.

Fünf Jahre waren nach den erzählten Begebenheiten verflossen.

Es war im Zwiedunkel eines Sommerabends.

In der Nähe eines hübschen Landhauses begegneten sich zwei Menschen.

Der Eine war klein und schmächtig, der Andere



lang und hager. Beide waren sie zerlumpt. Beide hatten sie aschgraue Zuchthausgesichter und verschleierte Spitzbubenaugen.

Es waren der lange Wilhelm und der kleine Ludwig.

Der kleine Ludwig hatte seine zwei Jahre Zuchthaus schon längst verbüßt.

Der lange Wilhelm war aus seiner lebenslänglichen Zuchthaushaft entsprungen.

Er durfte deshalb in seine Heimath nicht zurückkehren, wo jeder Gensd'arm und jeder Polizeibeamte ihn kannte.

Auch der kleine Ludwig mußte die Heimath meiden. Er hatte seit seiner Entlassung aus der Haft schon wieder so viel gestohlen, daß er einer für ihn beinahe lebenslänglichen Zuchthausstrafe schwerlich entgehen konnte, wenn sie ihn fingen.

So hatten die beiden Diebe auswandern müssen. Aber ihr Vaterland lieben auch Diebe. Im Lande blieben sie Beide. Bleibe im Lande und nähre Dich redlich, pflegte mein seliger Vater zu mir zu sagen, sagte der kleine Ludwig, der zuweilen Humor hatte. Sie führten nun ein vagabundirendes Leben und suchten die entfernteren und abgelegenen Gegenden des Landes auf, wo man sie nicht kannte.

Zusammengefunden hatten sie sich auf einfache Weise, nicht durch Zufall. In unsern Zuchthäusern haben wenigstens die Diebe gegenseitig eine so vortreffliche Controle, daß sie zu jeder Zeit wissen, wo Jeder von ihnen zu treffen ist.

Auch in der Nähe des hübschen Landhauses waren sie sich nicht zufällig begegnet. Der eine hatte auf den Andern gewartet.

Nun, Ludwig?

Es geht.

Du warst im Hause?

Ich bat um ein Almosen. Eine Mamsell war da. Sie gab mir etwas. Sie sah gutmüthig aus. Da machte ich ein gewaltig jammervolles Gesicht und zeigte auf meine Lumpen, und bat um einen Rock oder um ein Paar Schuhe, oder war es sonst sei. Sie ging, mir etwas zu holen. Unterdeß sah ich mich um. Ich war dreist in eine Stube getreten. Es war eine Wohnstube. Nebenan war eine Schreibstube; die Thür stand offen. In der Schreibstube stand ein Secretair und ein mit Eisen beschlagener Geldkasten. Der Kasten war angeschraubt. Mehr konnte ich nicht untersuchen; ich hörte die Mamsell zurückkommen. Aber ich hatte vor der Hand genug. Was mir noch fehlte, erhielt ich leicht nachher, als ich um das Haus herum ging und durch die Fenster sah. Sie wohnen und schlafen im Hause unten. Das Parterre ist ein hohes, wie Du siehst. Die Fenster haben nur von Außen Jalousien, keine Laden im Innern. Auf Diebe sind die Leute hier nicht eingerichtet, oder auch, wie Du willst, gut eingerichtet. Durch das Haus läuft ein Gang. Das Wohn- und das Schreibzimmer liegen an der einen Seite des Ganges. Auf der andern Seite sind die Schlafstuben. Du siehst also, es geht. In der Schreibstube, in dem Geldkasten, ist das Geld. Er ist fest, aber wir haben

gute Instrumente bei uns. Vor Jalousien haben wir uns noch nie gefürchtet. Die Leiter zu dem hohen Parterre bist Du, langer Wilhelm.

Und Du bist ein Kapitalkerl, kleiner Ludwig, sagte der lange Wilhelm.

Noch Eins, fuhr der Kleine fort, einen großen Hund habe ich auf dem Hofe gesehen. Du hast doch Krähenäugen oder dergleichen?

Um ein Dutzend zu vergiften.

Gut.

Die beiden Diebe wollten weiter gehen.

Als sie sich umwandten, sahen sie einen Herrn und eine Dame des Weges kommen, die dem Landhause zugingen.

Das wird die Herrschaft aus dem Hause sein, sagte der Kleine. Bettle Du sie an.

Warum? fragte der lange Wilhelm.

Man weiß gern vorher, mit wem man es zu thun bekommen kann. Es wäre möglich, daß wir heute Nacht auf sie stießen oder sie auf uns. Während Du mit ihnen sprichst, beobachte ich sie, ob sie Courrage haben und so weiter.

Der lange Wilhelm gehorchte dem kleinen Ludwig. Er hatte vor diesem nur seine riesigen Körperkräfte und seine Länge voraus.

Er ging auf den Herrn und die Dame zu.

Der Kleine setzte sich unterdeß auf einen Baumstamm am Wege, erschlafft, keuchend, als wenn er vor Mattigkeit sich nicht aufrecht erhalten könne.

Gnädiger Herr, eine kleine Gabe für ein paar abgebrannte Familienväter.

Der Herr gab dem Diebe ruhig eine Gabe.

Auf einmal mußte er einen verwunderten Blick auf die Dame werfen, die an seiner Seite ging.

Sie hatte sich verfärbt. Sie zitterte an seinem Arme.

Auch der lange Dieb sah es, und er sah die Frau verwunderter an als der Herr.

Der kleine Dieb auf dem Baumstamme aber, der ebenfalls das Erschrecken der Dame bemerkt hatte, konnte mehr, als sich blos verwundern.

Er sah neugierig, forschend die Dame an. Er schien alte Erinnerungen in seinem Gedächtnisse aufzusuchen. Seine Blicke wollten die Frau durchbohren.

In die durchbohrenden Blicke traf das schöne Auge der Dame. Sie wurde leichenblaß. Sie zuckte zusammen. Der Herr mußte sie halten.

Er zog sie rasch mit sich fort.

Die beiden Diebe vereinigten sich wieder.

Hast Du gesehen, Wilhelm, wie die Frau erschrak?

Ja, was war das nur?

Erinnerst Du Dich noch vielleicht, Wilhelm, warum Du lebenslänglich erhalten hast?

Zum Teufel, wegen des alten Majors.

Den wir beide erschlagen haben sollten.

Daran waren wir unschuldig, Ludwig.

Ja, daran. Aber Andere waren schuldig daran.

Du hattest es ja selbst gesehen. Die schlechte Justiz wollte Dir nur nicht glauben.

Ja, die schlechte Justiz schreit bei uns gen Himmel. Aber jetzt wird sie mir schon glauben.

Jetzt? was hast Du jetzt?

Wie viel Geld, Wilhelm, hat der Herr des Guts da gestern Abend nach Hause gebracht?

Zweitausend baare Thaler in Gold, sagten die Bauern in dem Wirthshause. Aber was sprachst Du eben von dem Morde?

Daß wir nicht die Mörder sind, und —

Und? Was nun?

Daß wir mit Gottes Hülfe heute Nacht die Mörder bei den zweitausend Thalern finden werden.

Bist Du toll, Mensch?

Aber Du bist schwer von Begriff, Wilhelm.

Was? Du meinst, jene Beiden seien die Mörder?

Der Herr und die Dame.

---

5.

## Die Mörder.

Um des Himmelswillen, Auguste, was ist Dir? sagte der Herr zu der Dame.

Wir sind verloren, Friedrich.

Durch diesen Bettler?

Er ist unser Unglück. Sie Beide. Besonders der

Eine. Laß uns fliehen, Friedrich, weit weg. Die Angst verzehrt mich.

Die Angst will Dich bei jedem fremden Gesichte verzehren, das Du siehst.

Das ist mein Fluch, das ist der Fluch unserer That, der mich immer und immer verzehren wird. Bei jedem plötzlichen Laut muß ich auffahren, in jedem fremden Gesicht muß ich einen Verräther, einen Blutzeugen gegen mich sehen. Es ist entsetzlich, ich kann es nicht mehr aushalten. O, der Tod ist eine Wohlthat gegen dieses elende, furchtbare Leben.

Es war eine schöne junge Frau, die so klagte.

Aber sie war blaß und abgehärmt, und der Gram hatte sie älter gemacht, als sie war.

Auch ihr Begleiter war ein schöner Mann, aber auch an ihm nagte ein innerliches Etwas, das die frische Blüthe seines Lebens zerfressen haben mußte.

Er suchte die Arme aufzurichten, mit Güte, mit Milde.

Aber konnte der Mörder die Mörderin aufrichten?

Friedrich Bauer und Auguste Wegmann hatten nach Amerika auswandern wollen, um dort ihr Glück zu suchen.

Als der leichtsinnige Verbrecher das Gold des Ermordeten hatte, meinte er das Glück, das er suchte, schon gefunden zu haben.

Wir bleiben im Lande und nähren uns redlich, sagte auch er. Wozu die Beschwerlichkeiten einer weiten Reise und die Mühseligkeiten in einem fremden Welttheile? Wir haben genug, um uns ein Rittergut zu

kaufen. Wir nehmen nur einen andern Namen und siedeln uns in einer entfernten, abgelegenen Gegend an. Dann kräht kein Hahn nach uns und keine Polizei und kein Gericht sucht uns. Und mit Geld kann man sich die ödeste Gegend zum Paradiese schaffen. Aber vorher gehen wir nach England und lassen uns trauen, denn mein eheliches Weib sollst Du werden.

Sie hatte keinen andern Willen, als den seinigen. Sie folgte ihm überall hin, sie that Alles, was er wollte.

Sie gingen nach England und ließen sich trauen. Er verwandelte den Namen Bauer in Heidenreich.

Wir wollen uns in einer Heide ankaufen und sie reich machen, sagte er.

Noch war er leichtsinnig.

Er kaufte sich in einer Heide an. Als Sohn eines Landwirths verstand er Manches von der Landwirthschaft. Er hatte Geld, er hatte auch Glück. Er machte das Heideland zu einem reichen Lande und sich zu einem reicheren Manne, als er schon durch das Gold des Majors geworden war.

Aber ein Paradies konnte er sich nicht schaffen, mit all' seinem Golde, mit seinem Glücke, mit seinem Leichtsinne nicht.

Und das Gold und das Glück blieben wohl bei ihm, aber sein Leichtsinn mußte auf die Dauer von ihm weichen.

Er liebte seine Frau, und wie sie ein tief unglückliches Weib war, so war sie auch ein edles Weib. Ja, die Verführte des Leichtsinnigen, die Mörderin war

ein edles Herz. Darum eben war sie unglücklich. Sie hatte aus Liebe zu einm Manne, dem sie glaubte und vertraute, fallen, sie hatte in einer Minute der entsetzlichsten Angst und Noth zur Verbrecherin, zur Theilnehmerin an einem gemeinen Raubmorde werden können. Aber ihr Herz war unverdorben geblieben, es konnte sich wieder zu der Höhe des reinsten, des wahrhaft edlen Herzens erheben. Und es erhob sich so.

Es erhob sich so in Schmerz, in Gram, in einer Reue, in einer Buße, die bei Anderen zur Verzweiflung geworden wären. Denn ihr Herz liebte, es liebte mit einer unfehlbaren, unbegreiflichen Gewalt, mit der vollsten Hingebung, den Mann, der sie so unglücklich gemacht, der sie verführt hatte, durch den, für den sie zur Mörderin geworden war.

Tausendmal wurde ihr das Leben zur unerträglichen Qual. Tausend und tausendmal drängte es sie, dem Richter sich zu überliefern, um dem Henker überliefert zu werden, um so zu sühnen, was sie verbrochen hatte. Aber überlieferte sie mit sich nicht auch ihren Gatten dem Henker? Sie ertrug das Unerträgliche aus Liebe.

Und diese Liebe trug Früchte, sie mußte Früchte tragen. Der Leichtsinn des Mannes wurde gebrochen. Er wurde gebrochen durch die Liebe der Frau für ihn, durch seine Liebe zu der Frau. Auch über ihn kam der Schmerz, der Gram, die Reue.

Aber nun kam auch über Beide die Angst. Jeder zitterte für den Andern, für dessen Leben. Es war die entsetzlichste Todesangst. Die Frau sagte: jedes

fremde Gesicht war ihr ein Verräther, jeder plötzliche Laut war ihr der Verrath.

Ewige Gerechtigkeit des Himmels, dir entgeht kein Schuldiger und du straffst mit der strengsten, mit der schrecklichsten Strafe, mit jener Todesangst, die nur der Verbrecher kennt.

Sie hatten keine Kinder. Das war das einzige wahre Glück, das der Himmel ihnen geschenkt hatte.

Es ist entsetzlich, sagte die Frau oft, daß wir dem Himmel wie für eine Wohlthat dafür danken müssen. Aber giebt es auf der Welt ein traurigeres Loos, als das Kind von Mördern zu sein?

Doch, doch, mußten sie dann selbst hinzufügen. Wie kann eine Mörderin in das unschuldige Auge ihres Kindes blicken? Wie kann sie ihr Kind küssen, seinen Nacken, seine Locken, ohne zu erstarren in dem Gedanken: die Sünden der Eltern sollen an den Kindern gerächt werden; für dich, du Mörderin, für deine Verbrechen verfällt dieser schöne Nacken dem Henker, werden die Locken dieses lieben Gesichtes in seinem eigenen Blute getränkt werden? —

Fasse Dich, Auguste, versetzte der unglückliche Gatte zu der unglücklichen Gattin. Eben weil Du immer diese Angst hast, kann sie keine Gefahr mehr bedeuten; sie ist eine eitle.

Aber konnte er sie aufrichten?

Nein, rief sie. Diesmal ist es anders. Hast Du jenen zweiten Menschen gesehen, der auf dem Baumstamm saß.

Er war ein Bettler, wie der Andere.

Er war der Verräther, der Blutzeuge. Seine Augen sahen in die meinigen. Sie sahen die Verbrecherin, die Mörderin in mir.

Das hatte sie noch nie gesagt, und sie sagte es in Tönen der furchtbarsten Angst, und in derselben furchtbaren Angst war sie vorhin bei den Blicken des Menschen zusammengezuckt.

Auch der Gatte wurde unruhig.

Du hast den Menschen nie gesehen, Auguste! Wollte er dennoch fortfahren zu beruhigen.

Nie! Aber er hat mich gesehen. Er hat mich bei dem Morde gesehen, als Mörderin.

Wie wäre das möglich?

Es ist so. Ich sah es in seinen Augen. Es stand mit Flammenschrift darin. Mit Flammenschrift steht es in meinem Innern. Laß uns fliehen, Friedrich. Heute, auf der Stelle. Morgen sind wir in der Hand des Henkers. Eile, eile, ich beschwöre Dich.

Sie riß ihn fort zu dem Hause.

Den Mann fing es an zu grausen.

Wenn es auch nur Einbildung der Unglücklichen war, man hat seltsame Beispiele, daß die Einbildungen der Verbrecher wunderbare Schauungen der Wahrheit sind.

Der alte Criminal-Direktor Schmidt zu Berlin, ein völlig glaubwürdiger Mann, erzählte folgende Geschichte:

Er erhielt eines Tages das Todesurtheil gegen einen bei dem Criminalgerichte in Untersuchung und Haft befindlichen Mörder. Es war das zweite und

letzte Urtheil, versehen mit der königlichen Bestätigung Es war ihm verschlossen zugefertigt. Er hatte vorher von dessen Eingange nichts gewußt; auch kein anderer am Criminalgerichte. Gerade nachdem er es erbrochen und gelesen hatte, wurde ihm zufällig gemeldet, der Verurtheilte wünsche ihn in einer Angelegenheit zu sprechen. Er genehmigte die Verhörung des Verurtheilten. Vorher legte er jedoch das Todesurtheil in ein Registraturfach, in welchem er dergleichen wichtige Papiere sonst nicht zu verwahren pflegte. Es war bloßer Zufall.

Wenige Minuten darauf wurde der verurtheilte Gefangene in das Zimmer geführt.

Der Mensch bleibt plötzlich mitten im Zimmer stehen. Er ward leichenblaß, seine Beine können ihn nicht weiter tragen, und seine Augen starren unbeweglich nach einer und derselben Stelle, nach dem Registraturfach, in welches der Criminal-Direktor das Todesurtheil gelegt hatte.

Dem Criminal-Direktor wollte es kalt überlaufen. Was sah der Mensch nach dem Fache? Was sah er darin?

Kein Anderer im ganzen Criminalgerichte als der Direktor selbst, wußte, daß das Urtheil eingegangen war. Kein anderer Mensch in der Welt wußte, daß es dort lag. Er hatte es zudem unter andere Papiere geschoben.

Warum siehst Du dahin? fragte er den Gefangenen.

Herr Geheimrath, da liegt mein Todesurtheil. —

---

6.

## Die rechte Strafe.

Die beiden Gatten waren zu Hause angekommen.

Laß uns eilen! rief die Frau.

Sie packte in der Todesangst ihre Sachen.

Dann fiel sie erschlafft zusammen.

Aber wozu? Was kann es helfen? Können wir dieser Angst, dieser Qual entfliehen? ist sie nicht überall dieselbe? Sind wir nicht in der ganzen Welt Mörder? Steht nicht immer der Henker hinter uns? Laß uns lieber bleiben. Laß uns lieber sein Schwerdt treffen! Warum fliehen wollen vor dem, dem man nicht entfliehen kann! Und warum länger dieses elende, qualvolle Dasein ertragen? Es muß ein Ende nehmen. Ich kann, ich kann es nicht mehr ertragen. Der Henker kommt. Er kommt heute Nacht. Er komme, er komme. Er ist der Erlöser.

Der Mann schauderte.

Laß uns gehen, Auguste. Wir brauchen nur eine Reise zu machen. Sie wird dich zerstreuen. Wir können dann ferner thun, was wir wollen.

Warum aufschieben, was unvermeidlich ist? Warum eine Qual ertragen, die unerträglich ist?

Um deinetwillen, Auguste.

Ich kann es nicht mehr aushalten.

Um meinetwillen denn!

Da warf sie sich an seine Brust.

Ja, um deinetwillen. Du sollst leben. Du darfst nicht sterben. Laß den Wagen fertig machen. Wir reisen. Laß uns eilen.

Die Todesangst um den Gatten, den sie über Alles liebte, belebte sie wieder.

Auch die Liebe zu dem eigenen Leben machte sich geltend. Sie war so jung noch. Und durch die Hand des Henkers sterben! In dem unglücklichsten Leben giebt es Momente, in denen das Leben noch über Alles geht.

Sie waren reisefertig.

Es war zehn Uhr Abends darüber geworden.

Fort, fort, drängte die Frau den Mann. Ich habe hier eine so unnennbare Angst. Sitzen wir erst im Wagen, wie leicht wird mir werden.

Sie war fieberhaft aufgeregt. Helle Röthe wechselte mit Leichenblässe in ihrem Gesichte. Sie hatte in diesem Augenblicke nur ein Gefühl, die Liebe zum Leben.

Der Wagen hielt, zum Abfahren bereit, vor der Thür des Hauses.

Sie zog ihren Mann zu der Thür hin.

Fort, fort! Noch eine Minute und wir sind frei!

Sie öffneten die Thür. Sie wollten hinaus treten.

Dunkle Gestalten standen unmittelbar vor ihnen, traten ihnen entgegen, Polizeibeamte, Gensdarmen.

Allmächtiger Gott! Zu spät! schrie die junge Frau auf.

Sie fiel ohnmächtig in die Arme des Gatten.

Es war noch nicht zu spät.

Aber es sollte zu spät werden.

Mein Herr, sagte einer der Polizeibeamten, ich muß Sie auffordern, schleunigst mit mir in das Haus zurückzukehren.

Es war ein Befehl, dem gehorcht werden mußte.

Der Gatte trat, die ohnmächtige Frau in den Armen, in das Haus zurück.

Den Wagen in die Remise zurück, befahl der Beamte dem Kutscher.

Sämmtliche Beamte gingen in das Haus.

Die ohnmächtige Frau war wieder zu sich gekommen.

Als sie die Augen aufschlug, glaubte sie ihren Mann in Ketten und Banden, sich von Gensdarmen bewacht zu sehen.

Sie war mit ihrem Manne allein in der Wohnstube. —

Aber einer der Beamten, der erste unter ihnen, trat ein. Er war sehr höflich.

Ich muß wegen der Störung, die ich in Ihr Haus bringe, dringend um Verzeihung bitten. Sie war nicht zu vermeiden.

Beide Gatten wollten aufathmen.

Der Beamte fuhr fort: Es handelt sich darum, zwei äußerst gefährliche Verbrecher einzufangen, zugleich Ihnen Sicherheit zu verleihen.

Uns?

Sie haben vorgestern mehrere tausend Thaler nach Hause gebracht?

Dem ist so.

Es soll heute Nacht bei Ihnen eingebrochen werden, um das Geld zu stehlen.

Sie haben Nachricht davon erhalten?

Durch einen Zufall, und wir sind hier, die Diebe bei der That zu ergreifen. Daher mußten wir Sie bitten, Ihre Abreise, die Sie vorzuhaben scheinen, zu verschieben. Unser Plan ist, die Verbrecher ruhig herankommen und ihre Vorbereitungen machen zu lassen, um sie im letzten Momente desto sicherer zu fassen. In einer halben Stunde werden sie hier sein. Eine Viertelstunde später ist Alles vorüber, und Ihrer Abreise, mein Herr, steht nichts weiter im Wege.

Die beiden Gatten athmeten auf.

Der Beamte fuhr fort: An der Ergreifung der Verbrecher ist uns um so mehr gelegen, da sie zu den gefährlichsten Uebelthätern des Landes gehören, die seit längerer Zeit vergebens von den Behörden verfolgt werden. Sie waren sogar vor mehreren Jahren wegen eines sehr frechen Raubmordes in Untersuchung, der in der Residenz an einem alten Offizier verübt war. Sie mußten damals wegen mangelnder Beweise vorläufig freigesprochen werden. Hoffentlich gelingt es jetzt zugleich, neue Beweise gegen sie zu erlangen. Der Zufall spielt oft wunderbar.

Die unglückliche Frau mußte mit ungeheurer Gewalt gegen eine neue Ohnmacht kämpfen.

Ihr Gatte war keines Wortes mächtig.

Der Beamte traf die Anstalten zur Ueberraschung und Ergreifung der Diebe. Er umstellte das Haus, ordnete an, daß überall Licht entfernt wurde und Jedermann sich ruhig verhielt, so daß man von außen das ganze Haus im tiefsten Schlafe glauben mußte; er stellte dann sich selbst in das Arbeitszimmer des Hausherrn, in welchem der Einbruch zu erwarten war, auf Wache.

Die beiden Gatten waren in dem Wohnzimmer nebenan geblieben.

Sie waren allein dort.

Sie waren in einer wichtigen Stunde ihres Lebens. Sie mußten, sie konnten über ihr ferneres Schicksal entscheiden. Und auf der einen Seite dieser Entscheidung stand das Beil des Nachrichters. Und auf der anderen?

Aber sie wurden klar, Beide in Ruhe, in Ergebung, in Liebe, in Erhebung.

Der Mensch ist nicht aus Gemeinem geschaffen. Er kann sich zu dem Höchsten erheben.

Du hattest Recht, Auguste, jener Mensch hat uns erkannt.

Ich wußte es. Ich hatte ihn nie gesehen, er aber hat mich in jener entsetzlichen Minute erblickt. Wie? das weiß nur Gott, der die Augen der Menschen auf das Verborgenste lenkt.

Er wird uns verrathen.

Es wird ihr Erstes sein, wenn sie ergriffen werden.

Und wir, Auguste?

Die Frau sah ihren Mann muthig an.

Hast Du Muth, Friedrich?

Wozu? fragte er, mit stockendem Athem.

Wir können noch entkommen, Friedrich.

Wir können.

Wir haben auch Geld genug mit uns, um uns in einem anderen Welttheile eine neue, gesicherte Existenz zu verschaffen.

Es ist so.

Aber Friedrich — die Frau erhob sich muthiger, höher — aber Friedrich, wir haben lange genug für unser Verbrechen die schwerste Strafe erduldet, Qualen, die kein Mensch qualvoller sich denken kann. Sie wird zu hart, zu schwer für uns. Und sie versöhnt uns nicht, nicht mit Gott, nicht mit den Menschen, nicht mit uns selbst. Unterwerfen wir uns der andern Strafe, die Alles sühnt. Unterwerfen wir uns ihr freiwillig, es gehört nur ein kleiner Muth dazu, denn sie ist für uns nur die leichtere. Hast Du den Muth, Friedrich? Ich habe ihn.

Der Mann schwankte noch. Er war der eigentliche Verbrecher gewesen. Sein Charakter war ein leichtsinniger; den Leichtsinnigen fehlt die Kraft zu großen Entschlüssen.

Aber das Unglück kann auch in dem Leichtsinnigsten die Kraft reifen, und ein Zufall, ein Ungefähr bringt dann den großen, festen Entschluß. Um wie viel mehr das Beispiel einer edlen Frau.

Ich habe den Muth, Auguste. Ich habe ihn mit Dir, Du Engelsseele, die ich verdorben habe, die sich dennoch wieder hoch emporgerungen hat, und die

auch jetzt mich, den Verworfenen, wieder zu erheben vermag.

Dann laß uns vereint thun, was sein muß, Friedrich. Aber vorher laß uns von einander Abschied nehmen. Abschied für dieses Leben. Man wird jeden von uns in ein anderes Gefängniß werfen. Auch die Untersuchung wird uns nicht wieder zusammenführen. Wenn wir uns wiedersehen, so kann es nur in unserer letzten Stunde sein auf dem Schaffot, vor dem Beile des Henkers. Wir werden auch dann einander noch Muth zusprechen.

Nicht so, Friedrich? mußte sie schluchzend hinzusetzen.

Er konnte nicht antworten. Er konnte ihr nur stumm zunicken.

Sie gebot ihren Thränen Ruhe und fuhr wieder mit erhobener Stimme fort.

So sagen wir uns Lebewohl, mein Friedrich, Lebewohl für das Leben. Laß uns standhaft tragen, was uns erwartet. Wir werden noch Schweres zu tragen haben. Aber es führt uns ja zu dem Ende, zur Sühne, zur Verzeihung, und dann zu dem Frieden, den wir so lange verloren hatten. Lebe wohl, mein Friedrich. Liebe mich bis zum letzten Augenblicke, so auch werde ich Dich lieben. Verzeihe mir, was ich gegen Dich gefehlt habe. Gegen Dich ist nie ein Funke von Groll oder Unmuth in meinem Herzen gewesen. Lebe wohl. Als Verbrecher scheiden wir. Geläutert, gereinigt sehen wir uns wieder.

Der Mann konnte nicht sprechen. Die Stimme

versagte ihm. Er hätte nur in lautem Weinen aufschreien können, und das wollte er in diesem Augenblicke nicht. Er war nicht schwach, aber die Frau war stärker, als er. Wie oft ist das so!

Sie umfing ihn. Sie küßte ihm die Thränen weg. die aus seinen Augen dringen wollten.

Sei stark, Friedrich. Es geht vorüber.

Sie erhob ihn ganz zu sich.

Wie viel tausendmal stärker bist Du, als ich! Und wie groß, wie edel. Und Du eine Verbrecherin? Und doch, und doch! durch mich!

Laß uns gehen, Friedrich.

Er drückte sie an sein Herz.

Sie lagen lange stumm Einer an des Andern Herzen.

Laß uns gehen, Auguste, sagte dann auch er.

Sie wollten den schweren Gang gehen, den ersten Gang zum Schaffot.

In dem Zimmer nebenan entstand ein Geräusch. Man glaubte ein Stoßen und Schlagen und Ringen zu vernehmen.

Gleich darauf hörte man eine Stimme rufen: Sie sind entkommen.

Dann wurde es draußen am Hause lebendig. Man lief, rannte, schrie.

Ein Schuß fiel.

Er ist getroffen, hörte man dann rufen.

Wer?

Der Kleinere.

Und der Andere ist entkommen.

Und der Getroffene ist todt. —

Die beiden Gatten hatten starr gestanden.

Sie sahen einander an.

Der Dich gesehen, der Dich erkannt hat, ist todt, Auguste.

Du willst leben, Friedrich?

Aber du, du junges, du schönes Leben.

Es ist verblüht, zerknickt. —

Komm, Auguste.

Sie gingen, Hand in Hand, in das Zimmer nebenan, in dem der Polizeibeamte mit einigen Gensdarmen war.

Sie haben gehofft, hier Beweise gegen die Urheber jenes Mordes in der Residenz zu finden. Sie haben sich nicht getäuscht. Die Mörder stehen vor Ihnen.

Nehmen Sie uns in Haft.

Der Beamte stand wie erstarrt.

Die Gensdarmen wagten nicht, sich zu rühren.

Aber sie mußten ihre Pflicht gegen die erfüllen, die sich selbst anklagten.

Die Untersuchung wurde eingeleitet.

Sie bestätigte in Allem die Selbstanklage.

Das Urtheil wurde gesprochen.

Es lautete gegen jeden der beiden Gatten auf die Strafe des Rades. Nach dem Gesetze konnte wegen des Raubmordes keine andere Strafe verhängt werden.

Sie beklagten das unmenschliche Gesetz, aber sie griffen das Urtheil nicht an.

Das Leben haben wir verwirkt; wir überlassen es der weisen Einsicht des Monarchen, ob es uns in solcher barbarischen Weise genommen werden soll.

Jeder der beiden Gatten erklärte das einzeln, ohne von dem anderen zu wissen.

Die unglückliche Frau hatte Recht gehabt, sie hatten sich seit jener Nacht, da sie sich den Polizeibeamten überlieferten, nicht wieder gesehen. Nach der Vorschrift der Strafprozeßgesetze mußten sie während der ganzen Untersuchung getrennt bleiben. Sie hätten nur zusammengestellt werden dürfen, wenn Widersprüche in ihren Aussagen ihre Confrontation nöthig gemacht hätten. Sie hatten aber immer und in Allem ohne Rückhalt die offene volle Wahrheit gesagt.

Das Urtheil mußte dem Könige zur Bestätigung eingereicht werden.

Unsere deutschen Regierungen haben sich bis heute noch nicht zu jener Höhe der Rechtsanschauung erheben können, auf welcher die Todesstrafe nicht mehr als eine der Gerechtigkeit entsprechende Strafe erscheint.

Aber der König, der das Urtheil zu bestätigen hatte, sah die Todesstrafe als eines jener großen und traurigen Uebel an, die zwar keine Berechtigung hatten, aber für die Zeit und um der Menge willen vorläufig noch geduldet werden müßten. War das auch keine weise und hohe Ansicht eines Staatsmannes und Gesetzgebers, so war es doch immer der Ausdruck eines redlichen, braven Gewissens. Und mit redlichem, braven Gewissen übte der König aus, was er für das richtige hielt. Nur in seltenen Fällen gab er den von

den Gerichten gefällten Todesurtheilen seine landesherrliche Bestätigung.

Hier lag ein Raubmord vor, das schwerste Verbrechen nach dem Verwandten- und Gattenmorde. Aber die Verbrecher hatten, ohne daß ein Beweis, nur ein Verdacht gegen sie vorlag, sich selber angeklagt. Sie waren zu dieser Selbstanklage durch das edelste Motiv, einzig und allein durch das Bedürfniß einer Sühnung ihres Verbrechens getrieben worden. Ihr Leben war seit ihrer That ein untadelhaftes, nur dem Guten gewidmetes gewesen. Sie hatten auch während der Untersuchung nur wahre, tiefe reuige Ergebung an den Tag gelegt. Wenn je Besserung, Reue und Buße Momente für eine Begnadigung abgeben konnten, so war das hier der Fall.

Der Monarch verwandelte im Wege der Gnade die Todesstrafe in lebenslängliche Zuchthausstrafe. Er verordnete dabei zugleich, daß über die Führung des Mannes nach fünfzehn, über die der Frau aber schon nach zehn Jahren ihm Bericht erstattet werden sollte, damit er dann über weiteres Walten seiner Gnade beschließen könne.

Und — das Leben ist doch süß, und das Gefühl des Rechts und der Gerechtigkeit macht zuletzt recht und richtig auch in dem Verbrecher selbst sich geltend, nach der einen, wie nach der andern Seite.

Als den Verurtheilten die Gnade des Königs bekannt gemacht wurde, zitterte doch durch alles Bewußtsein und durch allen Druck ihrer Schuld ein freudiger Dank durch ihre Herzen. Sie baten

nur noch um eine Gunst; sich für eine Stunde wiedersehen zu dürfen.

Die Untersuchung hatte lange gedauert, sie waren lange getrennt gewesen. Das Zuchthaus, das sie aufnehmen sollte, trennte sie für den Rest ihres Lebens. Nur noch einmal wollen sie sich sehen.

Es wurde ihnen gewährt.

Sie sahen sich mit Ruhe und Ergebung wieder, wie sie sich verlassen hatten, aber auch zugleich mit einem andern Gefühle, für das damals in ihrer Brust noch nicht hatte Raum sein können, das sie sich erst hatten verschaffen, erwerben, erringen müssen.

Sie reichten sich fest die Hände, sie sahen sich klar in die Augen.

Wir haben unsere That gesühnt.

Wir haben uns mit dem Gesetz ausgesöhnt, mit den Menschen, mit uns selbst, auch Gott wird uns gnädig sein.

So empfingen sie sich, so trennten sie sich, um sich in diesem Leben nie wieder zu sehen, fest und klar, in der stillen Freude, die ein versöhntes Gewissen giebt.

Friedrich Bauer starb nach einigen Jahren an einer ansteckenden Krankheit, die in dem Zuchthause ausbrach.

Ueber seine Frau wurde, nachdem sie zehn Jahre ihrer Strafzeit verbüßt hatte, an den König berichtet. Man konnte ihr nur das Zeugniß eines musterhafen Wandels geben. Sie hatte mit der seltensten Treue und Aufopferung die Dienste einer Krankenwärterin in der Strafanstalt geleistet.

Der Monarch erließ ihr alle fernere Strafe und befahl ihre sofortige Freilassung.

Da hatte sie um eine andere Gunst zu bitten, um die, als Krankenpflegerin in der Anstalt bleiben zu dürfen.

Auch das wurde ihr gewährt. Es wurde ihr die Aufsicht über die weibliche Krankenpflege des Hauses anvertraut.

So wirkt sie noch heute, ruhig, milde, einem stillen freundlichen Engel gleich.

Du siehst ein leuchtend Beispiel, daß ohne Reue und Buße kein Verbrechen gesühnt werden kann, daß aber auch das schwerste Verbrechen zu seiner völligen Sühne nicht der rohen Hand des Henkers bedarf.

Druck von H. Ertz & Saatz in Berlin, Französische Straße 37.